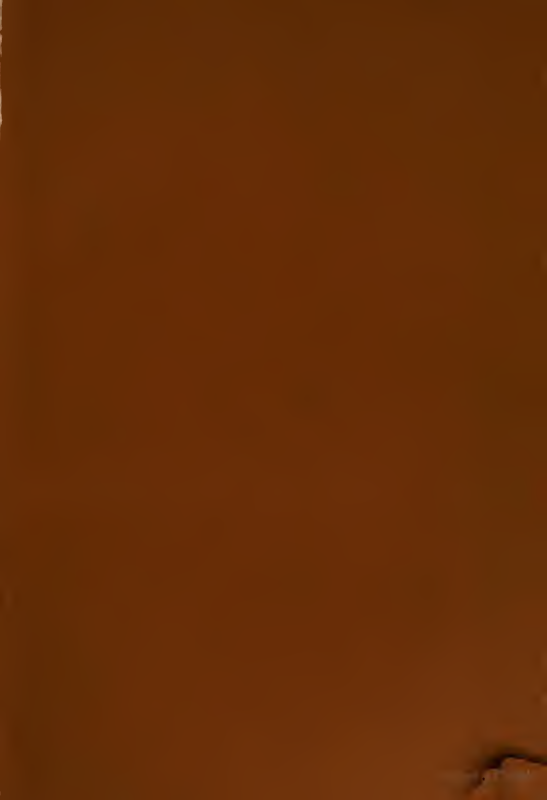
…chen Winterfeldzug

Von Fritz Wertheimer


4094
.93
.966
.2



Im polnischen Winterfeldzug mit der Armee Mackensen

Im polnischen Winterfeldzug mit der Armee Mackensen

Von

Fritz Wertheimer

Mit 40 photographischen Aufnahmen und einem Umschlagbild von Ludwig Putz

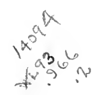
Dritte Auflage



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart und Berlin 1915

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt
in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach
in Salach, Württemberg

Inhaltsangabe



Vorwort

Der Winterfeldzug in Polen, den ich als Kriegsberichterstatter der Frankfurter Zeitung bei der IX. Armee miterleben durfte, stellte an die geistige und körperliche Kraft von Führern und Mannschaften ungeheure Anforderungen. Aber unsre Truppen in diesen Wintertagen, da Schnee und Regen wechselten und eiskalte Winde durch die Schützengräben strichen, zu besuchen, bot immer und immer wieder innere Anregung und freudige Befriedigung. Der Geist des deutschen Idealismus, der mit freundlichem und gütigem Humor gepaart dem deutschen Soldaten innewohnt, half uns über alle Schwierigkeiten von Land und Leuten, Wind und Wetter, Feind und Krankheiten hinweg. Die Berichte vom polnischen Winterfeldzug, die hier zusammengefaßt werden, sind im allgemeinen unverändert geblieben, um die Ursprünglichkeit und Unmittelbarkeit der Eindrücke nicht zu stören. Ihr Zweck war und ist, den in der Heimat Zurückgebliebenen von den Leistungen und den Stimmungen der Truppen zu erzählen, einen inneren Zusammenhang zu schaffen zwischen den Soldaten an der Front und den Kämpfern in der Heimat.

Berlin, im April 1915.

Dr. Fritz Wertheimer

Die dem Buche beigegebenen Photographien sind mit meinem Zeiß'schen Universal-Palmos mit Tessarlinse aufgenommen, der mir schon auf meinen Reisen in China und Japan ein treuer Begleiter war.

I. Hinter der Front

Eines schönen Tages nach langem Harren und Bangen fuhren wir denn wirklich los. Auf dem Friedrichstraßenbahnhof in Berlin fand sich die kleine Schar in ihrer bunten Kriegsbemalung zusammen, in Lederjacken und Sportjoppen, in feldgrau und lodengrün. Sie alle zierte am linken Arm die breite gelbe Binde mit dem Stempel des Generalstabs und dem großen aufgemalten Buchstaben B, der uns im Laufe des Krieges so unzählige Male den billigen Witz eintrug, daß das auf sächsisch wohl „Presse" bedeuten solle. Mit uns fanden sich auch unsre braven Gardefüsiliere ein, die uns für die Dauer unsrer Tätigkeit als Ordonnanzen beigegeben waren und die nun in voller Ausrüstung mit Gewehr und Tornister und scharfen Patronen ins Nebenabteil gesteckt wurden.

Und dann begannen wir gleich auf einer sehr lustigen Fahrt mit zwei Kriegserklärungen. Die eine galt dem bösen Alkohol. Hatte da einer von uns in besonderer Vorsicht noch eine Flasche eingepackt, die zwar feindlichem Lande entsprungen, aber doch freundlichen Genießern zugedacht war. Und kaum war der Zug aus der Halle gefahren, als da einer sachte den Duft in die Nase zog und so beiläufig meinte: „Nanu, hier riecht's ja schon nach Alkohol!" Und wahrhaftig, es roch. Es kam auch schon ein dünner, feiner Strahl aus dem Gepäcknetz, eine ölige gelbliche Flüssigkeit schien es, und sie suchte sich die funkelnagelneue Mütze und den ebenso neuen feldgrauen Rock des Mannes aus, dem sie wirklich zugehörte. Ein kleines Handköfferchen war etwas unsanft auf das eiserne Gestänge des Gepäcknetzes aufgesetzt worden, und

das hatte die Flasche geärgert; sie zersprang, und der kostbare Inhalt ergoß sich auf Mann und Wagen. Unter großem Hallo ging es ans Trocknen und Säubern, und ein paar Stunden lang hing zu unserem Fenster hinaus ein wohlriechender Lederkoffer mit der Aufschrift: Verlorenes Glück!

Die zweite Kriegserklärung galt dem Fenchelöl. Es ist ja eine altbekannte Geschichte, daß man zu Hause in der Heimat gegen jegliches Ungeziefer immer gleich ein paar Mittel zu raten weiß, die dann im Felde draußen alle das eine gemeinsam haben, daß sie nichts taugen. Und so war keiner von uns ausgerückt ohne das berühmte Fenchelöl, gegen das „bekanntlich" die Läuse eine große Abneigung haben sollten. Die meisten hatten es wohlverwahrt im Koffer. Einer aber traute nicht einmal dem Polster der Königlich Preußischen Eisenbahn und hatte es gleich in seinen Mantel gegossen; nicht etwa tropfenweise, wie das so gedacht ist, sondern in größeren Abmessungen. Jedenfalls mußte er von Zeit zu Zeit aus dem Abteil verbannt werden und verschwand dann mürrisch auf den Gang, bis ihn empörte Blicke wieder zurücktrieben. Dieser eine aber war nicht etwa ein allen Gefahren trotzender Berichterstatter, sondern ein Kriegsmaler. Er hat später, als ihm das Fenchelöl ausging, zur Genüge erfahren, was Verlaustsein heißt.

So fuhren wir denn an einem wunderschönen Sonnentage durch die herrlichen Gaue der deutschen Lande. Es war alles so freundlich und friedlich draußen, auf den Feldern arbeitende Bauern, grün die Erde, milde die Luft, als gelte es eine Ferienfahrt und keine Reise dem Kriege entgegen. Nur auf den Bahnhöfen die Frauen und Roten-Kreuz-Samariter, die aus mächtigen Kübeln Kaffee und Fleischbrühe und aus Riesenkörben belegte Brötchen den durchreisenden Kriegern anboten, die erinnerten an die Kriegszeit, und hier und da auch wohl einmal ein durchfahrender Zug, aus dessen Fenstern ein Verwundeter hinausschaute.

Spät in der Nacht erreichten wir, die in Breslau ein unfreiwilliger Aufenthalt gestört hatte, unseren Bestimmungsort,

das kleine Städtchen Lublinitz in Oberschlesien. Es war eine kalte, sternenklare, reifspendende Nacht, und was sich so um Mitternacht rasch noch sehen ließ, war wenig kriegerisch. Ein paar verschlafene Landsturmposten taten bedächtige Züge aus der kurzen Pfeife, ein einsamer Reiter lenkte sein stolperndes Roß über das holprige Pflaster. Hier und da ratterte ein Auto hopsend über die Löcher der Straße. Nur auf einem Felde nahe dem Bahnhofe, da gab es noch eifriges Leben und Treiben. Da waren noch zwei Feldbäckereikolonnen aufgefahren, und in den Zelten standen in gespenstigem Halbdunkel mehlbestaubte Soldaten und kneteten Teig. Andre wogen genau die Mengen ab und formten die Laibe, die zu den Öfen wanderten. Die aber standen militärisch ausgerichtet und aus den hohen Schornsteinen zog schwarzer Rauch. Über zwei angekohlten Balken flatterte lustig im Winde das Feuer, über dem die Nachtschicht sich ihr Essen zurechtkochte. Drüben wurde frisches Brennholz abgeladen und zerkleinert. Und unaufhaltsam bewegte eine lange Stange die frischen Brote in die eisernen Ofenleiber und die fertigen braunduftenden Brote heraus. Ein eifriger Offizier erzählte uns noch in später Nachtstunde, daß so eine Bäckerei mit ihren zwölf Öfen über 12000 Stück Brot in Tag- und Nachtschicht herstellen könne. Fast hätte er auch noch erzählt, wieviel Sack Getreide man dazu brauche und wieviel Klafter Holz, aber der Nachtwind blies, wir mußten noch Quartier machen, und da gingen wir zuerst ins Hotel. Man klopfte noch einen biederen ehrsamen Uhrmacher aus den Federn, und einen Rechtsanwalt auch, und drei von uns fanden Platz im wunderschönen Verwaltungsgebäude der Heil- und Pflegeanstalt, wo es sich für ein paar Tage recht gut und schön leben ließ.

Das kleine Lublinitz bot auch am Tage beim besten Willen für eine Kriegsberichterstattung kein ergiebiges Feld der Tätigkeit. Es gab da am Markte zwei Hotels und eine sehr achtbare alte Weinstube, in der man mächtige Schlachten schlug, aber davon spricht man besser nicht. Und sonst war es eben eine wichtige

Etappen- und Durchgangsstation hinter der Front, und auf dem Marktplatze war ein ewiges Kommen und Gehen, Rattern und Knattern von Last- und Personenautos, und da kletterten Ulanen und bayrische Infanteristen, ungarische Honveds und österreichische Graubärte aus den schützenden Gummimänteln und Staubdecken, um sich in aller Eile etwas zu stärken, ehe es wieder in den pfeifenden Dezemberwind hinausging. Liebesgabenautokolonnen schlängelten sich durch, hochbepackt mit Liebesgaben, Wollzeug, Decken, Zigarren und Rumflaschen. Manch umfangreicher Bauch eines Liebesgabenonkels zwängte sich da durch den schmalen Autoschlag. Immer gab es ein lustiges, malerisches Durcheinander auf dem kleinen Marktplatz des Städtchens. Auch mächtige Wagenkolonnen zogen da in endlosen Reihen durch. Manchmal zählten sie über 150 Gespanne, die da in Reih und Glied auffuhren und rasteten, bis die Bedeckungsmannschaften durch einen echten Korn ihre erschlafften Geisteskräfte wieder etwas aufgefrischt hatten. Etwas mitgenommen sahen die Pferdchen ja aus, denn sie waren schon tief hinein nach Polen gekommen und waren schon bei Warschau und Iwangorod dabei gewesen. Aber es waren zumeist doch zähe, polnische Tierchen, die an die schlechten Straßen mit sumpfigen Löchern wie auch an steinhart festgefrorene Furchen gewöhnt sind. Sie gehen in gleichmäßigem Trott weiter, wenn nur immer der vorderste Wagen sein Tempo einhält.

Das ganze Leben und Treiben des Städtchens war vollkommen eingestellt auf den Krieg: die Läden am Marktplatz waren voll von Soldaten aller Waffengattungen, im Barbierladen fielen die Kriegsbärte von beträchtlicher Ausdehnung, in den Kneipen schwirrten Kriegsgeschichten und Heldenerzählungen von Mund zu Mund. Überall lebte man das gute Leben hinter der Front, zudem noch in der liebsorgenden Heimat, man kostete die kärglichen Freuden der Ruhe und Sauberkeit. Man war guter Dinge, weil vorn an der Front alles nach Wunsch ging und eine solche Stimmung bis weit hinter die Front abfärbt, und man war

rührend bescheiden und dankbar für jede kleine Liebenswürdigkeit, für jedes ermunternde Wort.

Ein gut Teil trüber lebte sich's in diesen Tagen in Tschenstochau, der ersten größeren Stadt hinter der polnischen Grenze. Schon die Fahrt da hinüber war abschreckend langweilig und öde. Man fährt über die Grenze und man fühlt das vernachlässigte und schmutzige Polen, man sieht den unermeßlich schroffen Gegensatz zwischen deutscher Ordnung und polnischer Wirtschaft, als ob die Grenze nicht nur ein geographischer Begriff, sondern wirklich ein sichtbar gezogener Strich wäre. Da fehlt jeder Ausgleich und jeder Übergang, da ist eben auf der einen Seite Deutschland mit allen seinen Vorzügen und auf der andern liegt Polen mit all seinen Nachteilen. Es gingen natürlich nur Militärzüge, und die fahren gewöhnlich nicht übermäßig rasch. Aber man kommt immer noch früh genug an Ort und Stelle. In Tschenstochau dröhnte den ganzen Tag der dumpfe Klang der schweren Geschütze von der Ferne herüber, und die dunkeln Schläge und das schwere Rollen legten sich bleiern auf die Seelen der Menschen. Man wußte nichts von der Front, man glaubte alles und doch wieder nichts, es fehlte die frohe Zuversicht an die glückliche Zukunft, man fühlte sich herrenlos und fürchtete den unbekannten Sieger. Die Menschen hatten noch nicht entschieden, und so blieben die Augen trübe und die Gesichter verschlossen. In dichten Scharen standen die Juden mit verschränkten Armen in langen Pelzröcken auf dem Neuen Markt, verstimmt, verschüchtert und doch neugierig für alles, was da kommt und geht. In den Cafés steckten sie die Köpfe über den Tischen zusammen, so daß sich die hohen Pelzmützen berührten. Sie tuschelten eifrig, und verstohlene Blicke gingen scheu herum, wer zuhöre und wer sie verstehe. Auch in Tschenstochau waren die Straßen voll von Kolonnen. Über die Hauptstraße flutete der ganze Verkehr von und zu der Front. In den Wirtshäusern drängten sich die Soldaten und Fuhrleute. Die Hotels waren bis an die Dächer belegt mit Offizierseinquartierung. Am Abend entwickelte sich sogar eine Art Bummel

auf dem Bürgersteig der großen Allee, die, wenn man die Begriffe von Ordnung, Sauberkeit und gepflegter Überlieferung einmal etwas beiseite läßt, in ihrer Anlage den Berliner Linden gleichen möchte. Dunkle polnische Mädchenaugen blitzten auf, und preußische wie österreichische Soldaten teilten sich mit den polnischen uniformierten Schülern in die einladenden Blicke. Droben aber in der kleinen Kapelle des Domes, der auf seinem Hügel die Straße glücklich abschließt, wird um die vierte Mittagsstunde das Bild der Matka Boska, der Nationalheiligen des katholischen Ostens, enthüllt. Da wird die reichgeschmückte silberne Platte langsam weggezogen und im flackernden Kerzenschein zeigt sich das Antlitz der heiligen Jungfrau den Gläubigen. Da spürt man etwas von der atembeklemmenden Stimmung der Stadt. Da liegen Männer lang ausgestreckt auf dem Steinboden und die Zahl der knienden Frauen füllt den Raum. In die kreischenden Stimmen polnischer Männer mischen sich Schluchzen und unterdrücktes Weinen, bis der vollwuchtige Klang der Orgel und des Chorgesangs brausend anschwillt. Und still, verhärmt, müde und verwirrt von den wochenlangen Aufregungen, verläßt die Menge den Dom, dessen schlanker Turm als klare Silhouette in den dunkelnden Himmel aufsteigt. Dumpf hallen noch immer die Kanonenschüsse aus weiter Ferne, ein Zittern liegt in der Luft, und die Frauen fahren mit leichtem Schauern zusammen.

Welch andres Bild, wenn man drüben wieder auf deutscher Seite die Gegend von Lublinitz an winterlichen Sonnentagen abstreift! Draußen in Kochtschütz hat eine Feldfliegerabteilung ihr Lager. Ein eisiger Ostwind fährt in die Zelte, die den Doppeldeckern Schutz geben. Alterprobte Fahrzeuge sind darunter. Schwarzweißrote Ringe zeigen an, wo feindliche Geschosse einschlugen, und am Rumpf ist sauber und sorgfältig eine Kartenskizze entworfen, auf der alle bisherigen Flüge verzeichnet stehen. Wie kleine Spielzeuge liegen die Bomben in der Ecke, die aus Himmelshöhen Tod und Verderben speien. Verwindungen werden geprüft, Spanndrähte werden gezogen, Motoren geölt. Hinter

den Zelten stehen die Automobile der Abteilung. Ein Berliner Luxusomnibus ist jetzt feldgrau gekleidet und bildet das Bureau, in dem beim wärmenden Petroleumofen sechs Mann an Plänen und Karten arbeiten und die Geschäfte erledigen. Es ist ordentlich mollig und gemütlich in dem Kasten, der bei Nacht durch Bretter und Strohpolster sinnig in einen Schlafwagen zu verwandeln ist. In dem Reparaturwagen spiegelt sich im kleinen die ganze heilige Ordnung der Deutschen. Jeder Winkel ist ausgenutzt, und im Dunkeln ist alles zu finden und zu greifen bis zu den Schrauben und Scheiben, Ösen und Muttern, die säuberlich verpackt in Schubfächern ruhen. Dicht dabei stehen die von den Russen requirierten Feldwagen, und drunten im Gutshofe des Ballestremschen Schlosses steht die gleichfalls auf ein Auto aufmontierte Feldküche. Auch unsre Bundesgenossen haben irgendwo da in der Gegend einen Lagerplatz voll Farbe und Abwechslung. Eine Proviantkolonne von 165 Wagen ist dort aufgefahren. Kernige mährische Bauern sind ihre Führer. Ganz Polen haben sie schon durchzogen, aber die harte Zeit hat ihnen nichts von der deutschen Gemütlichkeit genommen, nichts von der Freundlichkeit und ihrer biederen Treuherzigkeit. Ungarische Reiter bilden die Bedeckung. Um vier mächtige Feldkessel liegen sie herum, in denen ihr Mittagsmahl brodelt und dampft. In dem nahen Wirtshaus des Dorfes ist ein wahrhaftes Wallensteinsches Lager lebendig geworden. Polnische Fuhrknechte singen und lärmen. Österreichische Bauern mit Tannenzweigen auf den Hüten trinken auf ihren Kaiser und das Jubiläum seiner Thronbesteigung, Tiroler Schützen jubeln und scherzen, und dazwischen drängen sich Dragoner und schlesische Reiter. Ein dicker Wachtmeister führt auch hier das große Wort, nur der Kapuziner hat sich in einen zahmen feldgrau, fast modisch gekleideten Feldgeistlichen verwandelt, der bei den Unteroffizieren der Fliegertruppe sitzt und seinen Bierhumpen vor sich hat.

Brummend kehren zwei Flieger von der Morgenerkundung zurück und fallen leicht und sicher im Gleitflug vor ihren Zelten nieder. Zwei haben heute vom obersten Kriegsherrn in Koschentin,

im Hauptquartier der Armeegruppe Woyrsch, selbst das Eiserne Kreuz Erster Klasse an die Brust geheftet bekommen und strahlen nun ihr Glück und ihren Stolz nach allen Seiten hin aus. Schneidend fährt der Dezemberwind über die Stoppeln, aber die Sonne lacht dafür vom blauen Himmel über die bunten Bilder der Flieger und der endlosen Kolonnen, an denen vorbei wir im flinken Auto nach unserm Quartier zurückflitzen. Von hier aus sieht sich der Krieg noch harmlos an, man lebt in den Tag und man freut sich der Sonne.

Aber von Lublinitz hat man doch reichlich genug, wenn man das Leben fünf Tage genossen hat, und so fuhren wir denn eines Tages hinüber zum Hauptquartier der Armeegruppe Woyrsch, das in dem schönen Schlosse des Fürsten Hohenlohe-Breitenstein untergebracht war. Wir lebten ja damals in der Zeit nach dem Rückzuge der Hindenburgschen Armee von Warschau und Iwangorod in den Raum von Thorn, wo eine Neugruppierung und Verstärkung stattfand, um später mit voller Wucht gegen den russischen Gegner vorstoßen zu können. Der Russe hatte zwar unsern glänzend angelegten und von den Truppen wundervoll ausgeführten Rückzug nicht zu stören vermocht, er nutzte aber das politische Prestige aus, das ihm unser Rückzug verschaffte, und schickte sich zu einem großen eignen Angriffsstoß gegen unsre Grenzlande Posen und Schlesien an. Nach der mißglückten Überrennung ganz Ostpreußens sollte nun eine Verwüstung unsrer landwirtschaftlich wie industriell in so großer Blüte stehenden Grenzkreise erfolgen. Mitten in diesen Offensivstoß traf dann der neue Angriff Hindenburgs aus dem Raume Thorn den Gegner und vernichtete seine Pläne. In den ersten Dezembertagen war man aber noch nicht ganz soweit. Da lag die Armeegruppe Woyrsch noch im Raume hinter Tschenstochau in Verteidigungsstellung, die auch während des deutschen Rückzuges nicht verlassen worden war. Dort fiel den zumeist schlesischen Truppen die Grenzwacht zu, und jene Verteidigungsstellung zu besichtigen war unser aller Wunsch.



Generaloberst von Mackensen mit seinem Stabe



Stab des III. Reservekorps Generals von Beseler mit Geheimrat Körte (in der Jacke) als beratendem Chirurgen



Ein „Panie"-Wagen mit einem jüdischen Kutscher



Der Herd im Polenhause

Wir fanden Gelegenheit, ihn dem Führer der Armeegruppe selbst vorzutragen. Am Tage vorher war der Kaiser in Koschentin gewesen und hatte dort Abordnungen der Verbände gesehen und gesprochen, hatte Auszeichnungen an deutsche und österreichische Soldaten verteilt und die Truppen mit neuem Mute und neuer Zuversicht erfüllt. Es war bei der Mittagstafel, im Hauptquartier, wo der Kaiser in einer reizenden Form dem verdienten General Woyrsch eine hohe Auszeichnung zukommen ließ. Er ging vor der Tafel in den Speiseraum und schrieb auf die Speisekarte, die auf den Platz des Armeeführers gelegt wurde, die Worte: „Dem General o b e r s t e n v. Woyrsch." Als man sich nun setzte, tat aber der General dem Kaiser sehr lange nicht den Gefallen, auch nur einen Blick auf die Speisekarte zu werfen. Man mußte mit zarten und deutlichen Winken nachhelfen, bis er sie in die Hand nahm und fragte, wer denn diesen Scherz gemacht habe. Da schüttelte ihm der Kaiser die Hand und überreichte ihm gleichzeitig auch die dazugehörigen Sterne.

Am andern Tage waren wir also Gast des prächtigen, liebenswürdigen Heerführers, der mit so viel Wärme von seinen Truppen und mit so viel Bescheidenheit von sich selbst zu sprechen verstand. Und sofort wurde auch unsre Bitte bewilligt. Man aß im Jagdsaal des Schlosses, einem blendendweiß getünchten Raume, den nur mächtige Geweihe und Jagdbilder schmückten. Und ehe noch ein Wunsch ausgesprochen war, war er uns schon erfüllt. Da fuhren wir denn froh und wohlgemut im Kraftwagen zurück nach dem freundlichen Städtchen Lublinitz.

II. Bei der Division Bredow in Südpolen

1. Olsztyn

Schon am nächsten Morgen ging es mit „leichter Gefechts-bagage", d. h. einem wohlgefüllten Rucksack, dem Schlafsacke und einer Decke, im Zuge hinüber nach Tschenstochau, wo wir allerdings so spät ankamen, daß wir noch übernachten mußten. Quartier war ja bald gefunden, denn es liefen genug arme Judenjungens auf der Straße herum, die Wohnungen in den Tönen höchster Begeisterung anpriesen, aber zumeist stand die Wahrheit in einem mächtigen Gegensatz zu den Ankündigungen. Immerhin waren es für den Anfang nur Flöhe, wie wir des nächsten Morgens mit Befriedigung feststellten. In jammervollen Droschken mit elenden mageren Klappergäulen ging es dann am nächsten Morgen zur Stadt hinaus. Gerade wurden die Rinnsteine zu beiden Seiten der Straße frisch mit Chlorkalk ausgetüncht, und eine Bekanntmachung und Warnung vor der Cholera wurde neu angeschlagen, als wir hinausfuhren. Juden standen mit verschränkten Armen in langen zerrissenen Kaftanen um die Plakate herum und wunderten sich wohl über dieses neue Regiment der Deutschen, über ihre merkwürdigen Anforderungen an Sauberkeit und Ordnung. Eine Gruppe Klageweiber zog hinter einem Wagen mit einem Sarge her vor die Stadt zum jüdischen Friedhof. Wir aber fuhren, je zwei in einem Wagen und einem unserer Burschen mit aufrechtem Gewehr vor uns auf dem Bock, zu den Toren des schmutzigen Städtchens hinaus. Da

lernten wir gleich aus eigener Anschauung das ganze Elend polnischer Landstraßen kennen und gewannen ein Urteil über die Schwierigkeiten eines Feldzuges in Polen. Wohl gibt es eine große Landstraße auf dem Papier und auf den Karten. Aber außer den polnischen Juden in ihren hohen Schaftstiefeln und langen Kaftanen geht kaum jemand auf ihr. Die freilich können alles. Sie besorgen Wagen, wo es nach Menschenermessen längst keine mehr gibt, und sie holen aus den Ortschaften, die längst als „ausgefressen" gelten, immer noch etwas in die Städte hinein, mit dem sie handeln und Geschäfte machen. Nur ist es nötig, daß ein erfahrener Ortskommandant sich um Höchstpreise kümmert! Auf den besagten Landstraßen mit ihrem tiefen Sande fährt jetzt kein Wagen. Die Kutscher helfen sich selbst und suchen ihren Weg. Die Gegend kennen sie, das Ziel auch, und so fahren sie durch Furten und Wälder, über Heide und Felder. Die Peitsche saust über den Ohren der Pferde; hier und da brechen sie zusammen, aber am Ende kommt man doch immer an. Man denke sich unsere Kolonnen in dieser Gegend. Die Pferde bis aufs äußerste abgetrieben, die Wege nicht fahrbar, im fremden Land, ohne genaue Kenntnisse von Weg und Steg. Wie die Mücken fallen da die überanstrengten Pferde und bleiben liegen. Eine Gnadenkugel erlöst sie dann wohl von ihren Leiden, und dann verrichten Wölfe und Krähen ihre traurige Arbeit. Diese blutigen, zerfressenen Kadaver sind eine traurige Markierung unserer Kolonnenlinien und zeugen von den Anstrengungen und auch Schwierigkeiten des polnischen Feldzuges.

Die Bevölkerung hat mehrfach den Herrn gewechselt und ist durch den nahen Kanonendonner mehr beunruhigt, als es die so sichere Lage rechtfertigte. Aber keine Mahnung, keine Drohung bringt sie heraus auf die Felder an die Landarbeit, wo sie doch wissen, daß, was heute Feld ist, morgen neuer Kolonnenweg sein kann, und daß dann ein steckengebliebenes Auto, welches mit vieler Pferde Kräfte aus dieser schlimmen Lage befreit werden muß, ganze Felderbestellungen ruinieren könnte. Niemand denkt an

die Zukunft, jedermann lebt für das Heute. Man fährt hinter Tschenstochau durch ehemals kaiserliche Wälder, in denen dem Naturfreunde das Herz blutet über die Verwüstungen. In Polen stockt die ganze Industrie. Es gibt keine Arbeiter, es gibt nirgendwo Kohle. Jüdische und polnische Familien nehmen mit Vorliebe durchreisende Offiziere ins Quartier, nicht allein wegen der Bezahlung, sondern damit die Herren beim Bahnhofskommandanten einen Sack Kohle erbitten, um ihre Zimmer heizen zu können. Dann fällt diese Requisition gewöhnlich etwas reichlich aus, und es langt wieder für eine Woche zu einem warmen Raum. Die kleine Bevölkerung hat ein einfacheres Mittel. Sie schlägt sich selbst ihr Holz in den Wäldern. Die Baumkronen bleiben bei dem Mangel an Transportmitteln einfach liegen. Die Stämme werden zersägt, und in die meterlangen Stücke schlägt man zu beiden Seiten in die Mitte der Sägefläche einen starken Nagel. Stricke werden darumgeschlungen, und so rollen Männer und Frauen die Stücke einfach in die Stadt. Weite, herrliche Waldstrecken fallen dieser verzweifelten Verwüstung zum Opfer. Man lebt für den Augenblick, man denkt an sich. Und wer möchte die Leute schelten, die solches jetzt tun?

Es sind nur vierzehn Kilometer von Tschenstochau nach Olsztyn, dem kleinen Landstädtchen, in dem die Division Bredow ihr Stabsquartier hatte und zu dem wir fahren wollten. Aber sie führen durch eine öde und sandige Gegend leicht bergan, und wir brauchten doch nahezu drei Stunden mit unsern Klapperkästen, um hinzugelangen. Dann blieb Olsztyn, das herrliche Nest, für drei Tage unser Quartier. Es ist nicht weiter nötig, es groß zu beschreiben. Sie gleichen sich ja alle in dem weiten polnischen Lande, diese Polendörfer, in der Planmäßigkeit der Anlage. Um den großen viereckigen Marktplatz, den Ring, herum ordnen sich die sogenannten Straßen, Fahrwege, die je nach der Jahreszeit mehr oder weniger schlecht, aber jedenfalls schlecht sind. Die Wagen fahren entweder mühsam bis zur halben Radhöhe in knirschendem, schwärzlichem Sande, oder sie holpern ächzend über die fest-

gefrorenen Furchen und sind kaum aus der eingefahrenen Spur zu bringen, oder gar sie sinken spritzend und krachend in die unberechenbaren Tiefen weiter Pfützen. Allerdings hatte unser Städtchen doch etwas vor anderen voraus. Es lag malerisch an interessante Felsbildungen einer hügeligen Landschaft angeschmiegt, und auf den zerklüfteten Höhen stand eine alte Burg. Sie gehört zu den schönsten Ruinen Polens, und man vergißt es nicht, wenn man hinter den Mauern und Türmen einmal die Sonne aufgehen sah, wie sie mit vollen Strahlen die Schatten der Nachtnebel durchdrang. Man mag auch nicht an Krieg denken, wenn das letzte Glühen des Abendrots die Wälle und Felsen beleuchtet und Raben und Krähen krächzend um die Türme fliegen. Fürwahr, wenn es ein Trost wäre, solche Schönheiten vor sich zu haben, dann könnten die Herren des Stabes der Division Bredow mit ihren Mannschaften hier wohl zufrieden sein. Aber selbst die prächtigsten Landschaften können nicht bestehen vor einem warmen Bett und einem frischen Bad, und man gibt wenig für die Schönheiten einer alten Ruine, läge sie auch in sternklarer, mondheller Nacht noch so verlockend, wenn man im qualmenden, muffigen Dunst des mächtigen Kachelofens in einer polnischen Stube sitzt und die schönste Aussicht hat, gleich zu zwölfen nebeneinander in Schlafsäcken und Decken aufs Stroh zu kriechen. Namentlich wenn dieses Stroh von kleiner, peinigender Bevölkerung erfahrungsgemäß nicht freizubekommen ist, und schüttete man auch das Insektenpulver pfundweise darüber und riebe sich mit Fenchelöl ein, daß man wie ein Wiedehopf stinkt.

Wir hatten ja drei Tage lang Gelegenheit, dieses Vergnügen gleich auszukosten, denn auch wir lagen in einem dieser kleinen Bauernhäuschen zu sechsen in einer Stube im Stroh. Die Anlage eines polnischen Bauernhäuschens ist recht einfach. Man denke sich die Umfassungsmauern in einem großen Rechteck, das durch Zwischenmauern in vier Zimmer eingeteilt wird. Im Schnittpunkte der Zimmerwände steht ein aus Ziegelsteinen solid gebauter Kamin, und in den an ihn anschließenden vier Ecken

der vier Zimmer stehen entweder große weiße Kachelöfen oder offene Herde zum Kochen. Das ist das einzig Schöne und Angenehme in diesen polnischen Löchern, sie sind stets warm und mollig, und solange es nur Holz gibt, braucht der Soldat wenigstens nicht zu frieren. Und Holz gibt es immer, wenn es nicht Bäume und Stämme sind, dann sind es Lattenzäune und Bretterbuden. Alles wird verfeuert, alles wird ausgenutzt. Die Umfassungsmauern des polnischen Hauses reichen in massiver Form nur etwa einen Meter hoch, dann wird Balkenwerk mit Ziegelsteinen vermischt aufgesetzt, und über das Ganze werden Balken gelegt und wird eine dicke Strohschicht als Dach gezogen. Das mag ja sehr feuergefährlich sein, und diese Dörfer und Städte brennen ja auch bei Gelegenheit ab wie Zunder, aber es ist billig, was für die armen Dörfler die Hauptsache ist, und es ist im Winter warm. Sehr selten wird dann noch der Lehmboden mit Brettern belegt, meist haust man eben auf der Erde, Menschen, Vieh, alles zusammen. Auch wir mußten aus unserer Stube zuerst den polnischen „Panje" mit Frau und Kindern herauswerfen und in den Stall verpflanzen, der nebenbei bemerkt fast sauberer war als die Wohnstube. Einiges Mobiliar flog nach, und dann räumten unsere Ordonnanzen erst einmal gründlich auf, ehe das frische Stroh geschichtet wurde. Um einen kleinen wackligen Tisch saßen wir dann des Abends herum, ein paar Kerzen erhellten den Raum, und da wurde gegessen und gekocht, getrunken und gescherzt, bis wir ins Stroh krochen, um zu schlafen. Allerdings, es war ein Schlafen mit Hindernissen. Denn von sieben schnarchten viere, unbeirrt durch Kanonendonner und Püffe der Nebenmänner. Aber auch daran gewöhnt man sich!

2. Bei den Lenkern der Schlachten

In Olsztyn, ein klein wenig abseits vom Schmutz der Straßen und der Hütten, liegt die im Vergleich zu den Häusern unverhältnismäßig schöne Kirche, und dicht bei ihr das Haus des

Propstes. Hier hat sich der Stab ein fürstliches Unterkommen geschaffen. Wenn man in die Diele eintritt, so sieht es aus, als ob man in eine kleine Postnebenstelle irgendeines Dörfchens käme. Telephondrähte hängen umher, auf einem Tisch ist ein regelrechter Klappenschrank aufgebaut, der dauernd in Bewegung ist. Hier ist die Telephonvermittlungsstelle für alle angeschlossenen Außenstellen, die untereinander und mit dem Stabe sprechen wollen, und man bekommt eine wirkliche Hochachtung vor den Leistungen dieser technischen Truppe, wenn man hört, daß die über vierzehn Kilometer lange Front mit jedem Bataillons- oder Batteriekommandeur, mit jedem wichtigen Beobachtungsposten und dazu natürlich auch mit dem Armeeoberkommando in dauernder Verbindung steht. Wenn man das weiß und die Mühen und Sorgen solchen Arbeitens kennt, dann paßt man schon ein wenig besser auf draußen beim Reiten und Fahren und auch bei Wanderungen durch die Gegend, ob man auch ja auf keinen der herumliegenden Drähte tritt, dessen Störung Schaden brächte. Zumeist liegen ja zwei Leitungen zur Sicherheit in einer kleinen Entfernung voneinander und führen zum selben Ziele. Das ist schon eine Vorsicht für den Fall, daß einmal ein Fuhrwerk oder eine platzende Granate zufällig den Draht treffen sollte. Aber wenn es ein tückischer Zufall will, dann fallen auf einmal beide Drähte ihm zum Opfer, und dann ist der Ersatz durch reitende Boten, ganz abgesehen von den Mühen und Nöten der Wiederherstellung der Leitung, nur ein schwacher Trost bei der Schnelligkeit und dem raschen Ineinandergreifen feindlicher Operationen auf ausgedehntem Schlachtfelde.

Des Feldherrn Ohr und Auge ist das Telephon. Er sieht mit ihm zugleich durch alle Scherenfernrohre seine sämtlichen Batterien, er hört mit ihm über Hunderte von Kilometern jedes Geräusch, und sein Wort, sein Befehl dringt mit Blitzesschnelle durch Sturm und Regen bis zur ersten Schützenlinie, bis zum kleinsten Unterkommando. Hat man das einmal in Tätigkeit gesehen, dann begreift man kaum mehr, wie es je sollte anders gewesen sein.

Von der Diele führt eine Tür zur linken Hand in das Schlafgemach der Stabsoffiziere. Da ist Stroh aufgeschüttet, und sechs oder sieben Schlafsäcke liegen dicht nebeneinander. Eine kleine Blechschüssel stellt das fließende Wasser dar, und ein einziger Tisch birgt sämtliche Luxusgegenstände verwöhnter Kulturmenschen. Selbst der Divisionsgeneral schläft nur auf einem Gestell, dem man mit dem Namen Bett allzuviel Ehre antun würde, und nur der Feldgeistliche genießt die Auszeichnung, auf weißem Linnen drüben im Eßzimmer nächtigen zu dürfen. „Und das sind noch lange nicht die schlechtesten Quartiere," erzählen die Herren lachend, und ich kann versichern, sie sehen alle frisch, vergnügt und gar nicht etwa schmutzig und zerlumpt aus, wie man das vom Feldsoldaten annehmen möchte, sondern sauber gewaschen, rasiert, gepflegt. Es geht auch im Felde alles. Freilich ein bißchen enge sitzen sie auch in ihrem Arbeitszimmer zusammen, in das die Tür zur rechten Hand von der Diele aus führt. Ein kleiner Tisch trägt den Telephonapparat, vor dem der Chef des Stabes und Nachrichtenoffizier über seine Karte gebeugt sitzt, hört und Befehle übermittelt. Neben ihm hat sich der Artilleriekommandeur niedergelassen, der für diese wichtige Spezialwaffe besonderer Berater ist und in dessen Kopf die Entfernungen für alle nur möglichen Frontal- und Flankenfeuer und für jeden denkbaren Angriff so fest verzeichnet sind, daß man glauben möchte, er sei im Zivilberuf Landmesser in Polen! In der Ecke liegt Stroh aufgeschichtet, das während der Nacht den Burschen und Ordonnanzen zum Lager dient, und an ein paar andern Tischen sitzen Ordonnanz- und Meldeoffiziere. Ja im Nebenzimmer klappert sogar eine Schreibmaschine, denn es ist kaum nötig, zu sagen, daß es auch eine ganz bureaukratische Verwaltung beim Stabe gibt. In der Ecke steht ein alter Schrank am Ofen. Es wird sich keiner beklagen, daß er neben Karten und Büchern auch einen guten Korn und recht ordentliche Zigarren birgt. In dem beschriebenen kleinen Zimmer wachsen und gedeihen die strategischen Pläne und Gedanken. Frische und gesunde, kaltblütige und ruhige,

freudige und zuversichtliche Menschen traf man hier, das darf gesagt werden, und das waren sie alle, wo ich sie auch sah, im warmen Zimmer des Stabes oder im kalten, schlammigen Schützengraben: prächtiger Stimmung und besten Mutes, ob Wind und Wetter sie umtoste oder ob der Feind oder die Feldpost sie ärgerte. Niemals sah ich einen Verzagten darunter.

In einem der größten Häuser des Städtchens befindet sich die Privatwohnung des Artilleriekommandeurs, dessen Gast ich am Abend war. Ein reicher Jude ist der Besitzer des Hauses. Zwar ändert das nichts daran, daß auch dieses nur ein rohgezimmertes Holzhaus ist, innen und außen mit Lehm beworfen und bläulichweiß getüncht. Das schönste im Zimmer ist noch die einfach hölzerne Decke und der riesige weiße Kachelofen, der nirgendwo in Polen fehlt. Nur die Einrichtung ist etwas besser als gewöhnlich. Es gibt da zwei Schränke und eine Wanduhr, eine alte Kommode, einen Tisch und ein paar recht wackelige Stühle, die heute abend noch durch einen umgestülpten Holzkoffer ergänzt werden. Ein blankes Wachstuch ist die sauberste Tischdecke, eine Kerze auf einer leeren Flasche und zwei Kerzen auf kleinen Blechdeckeln montiert stellen die Beleuchtung dar. In der Ecke steht ein Sofa als Nachtlager und daneben noch eine Ruhestatt für den Adjutanten. In erreichbarer Nähe davon das unvermeidliche Telephon. Es gibt Büchsenrollmops und Pellkartoffeln mit Butter. Und da der Adjutant vor kurzem dienstlich an der deutschen Grenze war und ein gütiger Gott ihm gerade dort ansässige Schwiegereltern bescherte, gibt es sogar kalten Hasenbraten. Dieses Dienstauto mit den hinten aufgeschnallten sechs Hasen und dem Reh war mir schon jüngst in Tschenstochau aufgefallen. Man trinkt Tee mit Rum und köstlichen Moselwein. Gerade sprechen wir von den Helden des Feldzuges: „Denken Sie auch an die Kolonnen," sagt mit warmer Stimme eben der Major, aus dessen schmalen Wangen und ernsten Zügen die körperlichen und geistigen Anstrengungen des Feldzuges sprechen. „Wir haben die gute staatsbürgerliche Bildung, wir wissen, für

was wir kämpfen, wir haben die Freude der strategischen Führung, den Genuß des Erfolges, die Befriedigung der geleisteten Tat, den Ansporn des Kreuzes oder der Orden. Sie aber haben nichts. Sie stampfen mühselig durch den entsetzlichen Sand, Pferde stürzen und verenden, die Wagen stocken, die Kolonnen schieben sich ineinander. Aber ein großes Pflichtgefühl reißt die Leute zusammen. Sie haben nicht unsre vorzüglichen Karten der Gegend, aber sie finden durch Wald und Hügel und Nacht und Nebel. Man lobt sie nicht, wenn sie pünktlich da sind, man fährt sie höchstens an, wenn sie einmal, Gott weiß aus welchem Grunde, sich verspätet haben. Denken Sie auch dieser Helden des Feldzuges."

Da klingelt das Telephon. Der Major steht auf und tritt zum Hörer. „Herrlich!" kommt es von seinen Lippen. Eine kleine Petroleumlampe beleuchtet das Schreibpapier neben dem Apparat. Ihr Schein liegt über seinen Augen und der hohen Stirn, während er sonst ganz im Halbdunkel steht. Man sieht seine Augen aufleuchten, ein Strom von Energie durchrinnt den Körper. Ein paar kurze Befehle gibt er, knapp, bestimmt, nicht mißzuverstehen. „Sind die Nachbarbatterien benachrichtigt? Es ist zu erwarten, daß der Russe auch von andrer Seite angreift, melden Sie der Nebenbatterie, was im Gange ist." Dann kommt er ruhig und vergnügt zum Tisch zurück: „Endlich greifen sie an, das Beste, was uns passieren kann, was wir uns längst ersehnten." Dumpf klingen jetzt aus der Ferne die Schläge der schweren Haubitzen und der leichtere Knall der Feldkanonen. Wir treten vor die Tür und sehen hinter den Gemäuern der Ruine das Aufblitzen des Abfeuerns der Geschosse am Horizont. Ein Artillerieduell ist im Gange, das Echo des Dröhnens und des dumpfen Grollens klingt schauerlich durch die Grabesstille der Nacht. In der stillen Stube erteilt der Major seine weiteren Befehle und lenkt das verderbenbringende Feuer. Und unsre Unterhaltung stockt nicht; wir essen ruhig weiter und trinken Tee und Moselwein! Andre telephonische Anfragen kommen, und der

Major und seine beiden Offiziere erledigen sie ruhig, als ob es im Frieden und Manöver wäre. Um eine gleichgültige, gar nicht zur Lage gehörende Sache wird dreimal angerufen, und keiner verliert die Ruhe und den Humor. Ja sogar die Kommandantur von Tschenstochau ruft deshalb an und erzählt dabei dem Major die Nachricht vom Falle von Lodz und vom Zurückweichen der Russen. Er kommt zu uns zum Tisch zurück und stützt für einen Moment den Kopf in die Hände. Wort für Wort wiederholt er den Text des ihm übermittelten Telegramms, aber man spürt, er tut es mechanisch, seine Gedanken weilen draußen bei den Hügeln und Wäldern, bei der Schlacht und ihrer Entwicklung, bei den Batterien, deren Feuer er leitet. Wieder erteilt er ein paar Befehle. Dann wird allmählich der Kanonendonner schwächer, die dünnen Drähte, die über dem Boden liegen, haben ihre Schuldigkeit getan. Die Berichte fliegen zurück, daß der Angriff blutig abgeschlagen, daß das Wimmern und Stöhnen der Verwundeten bis zu den eignen Stellungen herauf dringe. Die Russen lassen sie einfach liegen, wie auch ihre Toten wochenlang das Feld bedecken.

Wir sprechen noch lange, vom Feldzug, von der innern und der äußern Politik, von Fehlschlägen und von Hoffnungen. Und das Telephon klingelt hin und wieder dazwischen. Spät abends erst gehen wir zu unserm eignen Strohlager. Es war nur ein kleiner Gefechtsausschnitt, an dem wir es erlebt haben, aber man sah doch einmal das Gehirn der Schlachten arbeiten im kleinen Pfarrhause und in der guten Stube des reichen Juden.

3. In den Schützengräben und Unterständen

Wir fuhren von dem kleinen Städtchen Olsztyn hinaus zu den Stellungen unsrer Truppen. In einer kleinen Siedelung hatte man das Hauptlazarett der Division eingerichtet. Hier lagen in einem kleinen Bauernstübchen auf Stroh und Decken, aber

doch in behaglicher Wärme und unter sorgsamster Pflege die Verwundeten; solche darunter, die man ihrer Lungenschüsse wegen einige Tage nicht transportierte, weil die Ruhe hier der beste Arzt ist. Gegenüber lag unter schattenspendenden Bäumen ein kleiner Friedhof. Eine Bretterpforte war über dem Eingang errichtet und auf schwarzem Grunde las man die sauberen weißen Buchstaben: „Ich hatt' einen Kameraden ..." Wohl ein Dutzend Gräber und Holzkreuze gab es da zwischen Büschen und großen Steinen. — — —

Nicht weit davon herrscht Leben und Bewegung. Da sind die Pferdeunterstände für eine Artilleriestellung. Man hat mitten im Walde einen Bretterzaun um eine Anzahl Bäume gezogen und das Innere des Platzes kahl geschlagen. Die Kronen der abgeschlagenen Bäume hat man um den Bretterzaun herum gestellt, ein richtiges Baumdach gebaut, und so sind Pferdestallungen erstanden, in denen das Zusammenstehen von hundert oder hundertfünfzig Pferden eine ganz behagliche Temperatur trotz der Kälte draußen sichert. Nur gegen Schnee und Regen ist dieser Unterstand nicht Schutz genug, und so ist man dabei, neue große Unterstände vollkommen unter die Erde zu bauen. In solchen Unterständen, in Erdlöchern, leben ja auch die Mannschaften, die vorn an der Front stehen. Wir sind einige Tage darin herumgekrochen. Es waren Gräben darunter, die aus lockerem Ackergrunde aufgeworfen waren und die mit ihren Flankenschutzeinbauten und Unterständen richtigen Maulwurfsarbeiten glichen. Es gab aber auch andre, die man auf freiliegender Höhe im Schutze der Nacht ausbauen mußte, und die durch steinigen Boden führten. Da war es schon die Arbeit von reinen Grubenarbeitern, die Gräben auszuheben, und es gehörte erst recht die gelernte Kunst dazu, die Unterstände diesem Boden unter dem dauernden Feuer des Feindes abzuringen. Es gab wahre Kunstwerke von Unterständen darunter. Die einen machen nur ein großes Loch, einen rechteckigen Raum, der zu beiden Seiten zum Schlafen dient und in der Mitte tiefer ausgehoben wird, damit man auch ein-

mal sitzen kann, um die Beine auszustrecken. Das ist jedoch die Ausnahme. Meistens gibt es da „Komfort", so einen aus Ziegelsteinen gebauten Kochherd: zwei Baumstämme werden in der Mitte gespalten und in vier Schnittflächen zu einem Kamin zurechtgezimmert. Es gibt Offiziersunterstände, die sogar verschließbare Türen und Fenster aus dem nächsten Orte requiriert haben und in denen Schlaf- und Wohnzimmer sauber getrennt sind. Auch Einrichtungen von Oberlicht trifft man, Zugvorhänge aus Segeltuch, Gardinen, ja in einer Stellung sogar ein Ledersofa und zwei Lederstühle. Daß die Gewehrauflagen und technischen Vorrichtungen famos sind, versteht sich von selbst. So entsteht da eine richtige unterirdische Stadt mit vielen Haupt- und Verbindungsstraßen, die der Soldatenhumor rasch mit Namen tauft und die eine Orientierungsmöglichkeit bieten. Die Bauern werden sich nach dem Kriege wundern, was aus ihren Feldern geworden ist, und große Augen machen, wenn sie sehen, wie da zum Teil wirkliche Grubenarbeiter sachverständige Teufungen und Abstützungen vornahmen, wie man mit Holzbrettern gedeckte unterirdische Stuben baute, mit modernen Lüftungsanlagen, mit Hängelampen und eisernen Öfen, manche zum Teil sogar mit Feldbetten und Großvätersesseln!

Haben die Mannschaften erst Mundharmonikas oder andre Musikinstrumente, so geht es da oft lustig zu; trotz aller Wahrung der Disziplin bildet sich ein famoser Ton zwischen Vorgesetzten und Untergebenen heraus, und die gegenseitige Sorge um das größtmögliche Wohlbefinden wird zur Selbstverständlichkeit. Das Leben in den Schützengräben ist im Grunde genommen, wenn man nicht Beobachtungsoffizier ist oder auf Wache steht, nicht sonderlich aufregend. Ein paar Mann stehen auf Wache. Die Gewehre liegen schußbereit in Deckung, aber die Mannschaften ruhen in den Unterständen und schlafen, die Offiziere sitzen in ihren Zimmern und lesen Zeitungen oder sogar Bücher. Nur kein Kopf darf über die Brüstung kommen, denn es gibt auch drüben Scharfschützen, und sogar solche mit Zielfernrohrbüchsen!

Aber nächtliche Patrouillen schleichen sich immer wieder vor und dringen bis in die feindlichen Gräben, holen dort Gefangene heraus oder entfachen Brände, wagen kühne Erkundungen und bringen wertvolle Meldungen. Von einem Unteroffizier erzählte man mir, der vier Nächte hindurch jedesmal mit seinen fünf Mann auszog und von jedem Ausflug zehn bis zwanzig unverwundete Russen mitbrachte. Bei Tag heißt es freilich den Kopf ducken. Denn man liegt ja ziemlich nahe, man sieht bei klarem Wetter durch das Fernrohr oft drüben die Leute herumspazieren, und nur bei düsigem Wetter kann man einmal in dreihundert Meter Nähe vor dem Feind aufrecht gehen. Gegen Schrapnells schützen die Gräben im allgemeinen gut, gegen Volltreffer schwerer Artillerie gibt es überhaupt keinen Schutz im Felde. Das sind immerhin Zufallsereignisse. Aber bei Nacht und Nebel, im Morgengrauen oder bei der Abenddämmerung kommen die Angriffe und mehren sich die Gefahren. So wird dieser Stellungskrieg zu einer recht nervenanspannenden Sache, besonders wenn das Donnern der schweren Geschütze bei Tag und Nacht um die Ohren knallt. Wir haben vielfach in den Artilleriestellungen gestanden, während leichte Feldkanonen und schwere Haubitzen in Tätigkeit waren. Da kam der telephonische Befehl, dann zuckte ein Blitz aus einer kleinen Wolke, und während sich das Geschoßrohr hob und bäumte, als ob ein edler Renner die Sporen fühlte, ging ein Heulen und Sausen durch die Luft, anschwellend, abtönend, leise verklirrend, bis dann drüben das Krachen kam, bis der Sand in einem Schützengraben bei einem Treffer aufstob und man durchs Fernrohr deutlich das Auseinanderstreben der Überlebenden verfolgen konnte. Niemals dachte man dabei daran, daß der Gegner auch solche feurige Grüße zu versenden weiß. Man sah die Riesentrichter des Einschlags seiner Geschosse. Granaten lagen umher, Splitter bedeckten den Boden, ein Blindgänger lag sorgfältig durch einen kleinen Zaun geschützt am Boden — aber niemals überkam einen das Gefühl: eigentlich könnte auch dich der Zufall einmal an die Stelle treten lassen,

die im nächsten Augenblick im Regen der Schrapnells stehen wird. Unheimlich allerdings muß es sein, wenn der Feind sich eingeschossen hat und die Truppe durch das beschossene Feld geht, aber Leute, die das oft mitgemacht haben, erzählten, es sei eigentlich kein Mut, das zu tun, es sei die eiserne Disziplin und die absolute Kaltblütigkeit, die jeden Feldsoldaten bald überkommen. Man lernt sogar, den Dingen ihre humorvolle Seite abzugewinnen. Mit Behagen erzählten die Leute einer vorgeschobenen Stellung von ihrem „Iwan, dem Schrecklichen", einem russischen Führer, der seine Geschütze wundervoll und unauffindbar versteckt hatte und immer wieder unsre Stellungen bestrich, ohne daß man seiner habhaft werden konnte. Man bewundert auch des Gegners Kühnheit und Geschick. Auch das Garde-Reserve-Jäger-Bataillon, das Stellungen von geradezu prachtvoller Technik ausgebaut hatte, litt unter dem „Klippenschützen", einem russischen Scharfschützen, der sich drüben in den Felsen eingenistet hatte und auf jeden Kopf, der über den Schützengräben sich zeigte, zielte. Man bestrich seinen Bau sogar mit schweren Haubitzen und man sah durchs Fernrohr deutlich die Felsen splittern. Und trotzdem harrte der Tapfere drüben aus, und er galt unsern Soldaten nicht so sehr als gehaßter Feind denn als kühner Gegner.

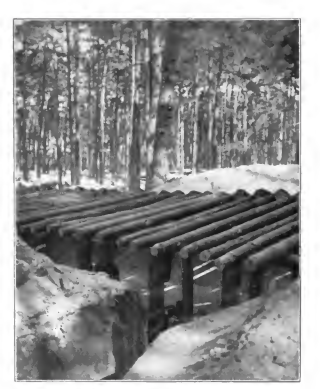
Wie schön war es dort droben in den Bergen hinter Olsztyn! Da lagen diese merkwürdigen grotesken Kalkfelsen mit ragenden Gipfeln. Eine leichte Schneehülle überdeckte sie, und zwischen den Felswänden stand auf einmal windgeschützt eine leichtgezimmerte und unauffällige Hütte irgendeines Beobachtungspostens, der in seinem weißen Pelzmantel sich kaum von der Schneedecke abhob und von den feindlichen Stellungen aus wohl kaum zu sehen war. Mit kräftigem Tannengeäst waren die Kanonen und Haubitzen überdeckt, damit feindliche Flieger sie nicht erkennen könnten, und Protzen und Reserven standen hinten in schützendem Wald. Ein buntes, lustiges Völkchen waren diese Jäger, Berliner Jungens und elsässische Bergkinder, sogar zwei oder drei dabei, die schon in der Fremdenlegion in harten Tagen das Elend

der Fremde erkannt, und die nun mit doppeltem Eifer fürs Vaterland kämpften. Da gab es Unterstände von so warmer Behaglichkeit, daß man gar nicht erst wieder hinauswollte, besonders nicht, wenn die Feldpost Grog und Kognak und andre gute Sachen gebracht hatte, die man nur ungern bei solcher Kälte und so schneidendem Winde missen möchte. Und was für lustige Aufschriften hatten sie da an sauberen Schildern vor ihren Hütten angebracht! Eine „Jagdhütte zur Eintracht" gab es, und sie war bei der preußisch-ambrosianischen Feuerversicherung angeblich gegen Brand und Einbruch versichert. Da war auch eine „Fernsprechamtsstation Sulisʒowice", da gab es ein „Wirtshaus zum Ausbläser", an einer Stelle, wo ein russischer Ausbläser angekommen war, der nun zum Andenken als Aschbecher die Hütte zierte. Da war auch ein „Wirtshaus zum Ungeziefer", aus dem jeder unbarmherzig ausgeschlossen wurde, der nicht beim Eintritt eine lebendige Laus als Eintrittsgeld abgeben konnte. Und da stand angeschrieben: Der Eintritt wird für die wissenschaftlichen Zwecke des Kameraden und Zoologen K. Verwendung finden. Und so legten noch Dutzende von Inschriften von gutem Humor der Leute Zeugnis ab. Vor die Unterstandswohnung ihres Kommandeurs hatten sie einen Christbaum schon aufgepflanzt, der mit lauter leeren Flaschen behängt war, die leise aneinanderklangen, wenn der Wind scharf durchs Geäst fuhr. Und des Nachts lagen sie draußen hinter ihren Drahtverhauen und in ihren Seitengräben und warteten darauf, daß der Russe endlich einmal seiner Übermacht entsprechend angreifen sollte. Dem wollten sie einen deutschen Jägerempfang bereiten, wie er ihn nie gesehen. So hatten sie bei Iwangorod geschworen, als sie auf höheren Befehl aus den schönen Stellungen zurück mußten, und was ein deutscher Jägersmann geschworen hat, das hält er auch. Nur im Wetten ist er nicht ganz so genau!

Auch der Schützengraben hat seine Poesie und hat seine Größe schon durch das Band der Kameradschaftlichkeit, die in ihm besonders stark gedeiht. Es waren fünf verheiratete Hallenser



Waldunterstand



Wie ein Unterstand entsteht



Jüdische Händlertypen in Zdunska=Wola



Judenfriedhof in Lodz

Landwehrleute, die sich freiwillig erboten, den Leichnam eines sechzehnjährigen Kriegsfreiwilligen herauszuholen, der am ersten Tage in der Front bei der ersten freiwilligen Nachtpatrouille den Tod fand und dessen Grab nun an einer Waldecke zwischen den Schützengräben liegt! Es war auch ein Geheimer Regierungsrat, der seine Erfahrungen und Künste des Kochens für die Kameraden nutzbar machte und nun als Koch amtete. Derartige Fälle könnte man zu Tausenden aufzählen. Und sie werden erzählt, wenn man in die Unterstände kommt. Da hört man die Erinnerung gemeinsamer Stunden der Gefahr, hört den Heldengesang der Tapferen der Kompagnie oder des Regiments. Einfach und bescheiden klingt alles. Da ist die Geschichte von der Granate, die in den Unterstand zwischen zwei beim Essen sitzende Offiziere einschlug und als Blindgänger sich mitten auf den Tisch setzte. Da ist jene andre von dem Volltreffer, der in die unterirdische Telephonzentrale fuhr und alles verschüttete, bis man den Major und seinen Adjutanten wunderbarerweise völlig unverletzt wieder ausgrub. Es müßte ein Maler kommen, der die Bilder der winddurchwehten Gräben für die Zukunft festhielte, und ein Dichter, dessen Gesänge den kommenden Geschlechtern die Leiden und Entbehrungen, die Taten und Leistungen dieser Helden überlieferte!

Aber eines schönen Abends, als wir gerade beratschlagten, welchen Ausflug wir des nächsten Tages machen wollten, da war der Befehl da, die Kriegsberichterstatter sollten unverzüglich zurückkehren, Lodz sei genommen, und es böte sich im Norden ein noch dankbareres Feld der Betätigung. Wir schieden nur ungern von den gastfreien Herren des Stabes der Division Bredow und „eilten" auf unsern klapprigen Tschenstochauer Wagen den Weg über die Stadt der Matka Boska zurück nach dem gelobten Lublinitz. Dort nahmen wir einen letzten schönen Trunk bei Kornblum hinten im engen Sonderstübchen, das aller Polizeistunde zum Trotz seinen guten Rotspon auch noch über die Zeit hinaus abgab, und am nächsten Morgen ließen wir unsre Ordonnanzen mit dem Gepäck zurück und flogen selbst im flinken Kraftwagen nach Norden!

III. Von den Kämpfen in der Umgebung von Lodz

1. Auf der Fahrt von Süd- nach Nordpolen

Wir führen den Krieg im fremden Land, und dies Land muß seine Wunden tragen. Jedermann bei uns kennt den Wert solcher Kriegführung und weiß, welche wirtschaftlichen und seelischen Qualen sie dem deutschen Volke erspart. Aber ein eignes Erleben und Vergleichenkönnen wirkt erhebend und erschütternd zugleich. Als wir im Kraftwagen durch ganz Oberschlesien und ein Stückchen Südposen sausten und dann wieder nach Polen hineinfuhren, da war womöglich der Unterschied noch größer und auffallender als jüngst bei der Fahrt von Lublinitz nach Tschenstochau.

Es war ein klarer Sonnentag mit einer milden Luft, als ob es im Spätsommer oder im Vorfrühling wäre. Die Nebel hingen noch an der Landschaft, als wir abfuhren, und die zarten Birkenreiser der Straßenallee hoben sich erst noch undeutlich aus dem Dunst. Dann aber verscheuchte ein frischer Morgenwind die Nebelwände, und warme Sonne strahlte über dem reichen Lande. Auf den Feldern wurde gepflügt, in den Bäumen saßen die fröhlichen Jungen und holten Mistelnester herab, die gewiß zur Weihnachtszeit die Stuben zu Hause schmückten. Die Straßen waren belebt, Landleute fuhren aufs Feld oder zur Stadt. Klare Bächlein begleiteten lange die Landstraße, und blendendweiße Gänse und Enten tummelten sich darin. Ein paar Militärkolonnen zogen vorbei, und die Mannschaften sangen schmetternd in den Morgen:

„In der Heimat, in der Heimat, da ist es wunderschön!“ Gutshöfe und Schlösser glitten vorbei, wohlgepflegte Forsten und Winterfluren, wundersame alte kleine Holzkirchen, die in friedlichen Baumpflanzungen eingebettet lagen. Rosenberg, Kreuzburg, Pitschen, Kempen flogen vorüber, und als letztes grüßte uns Ostrowo, sauber, wohlhabend, reinlich, mit einem Worte: deutsch.

Dann aber kam die Grenze mit zerschossenen Bahnhofsgebäuden. Es waren zwar auch Polen, die drüben wohnten, aber Polen andern Schlages und andrer Erziehung und Kulturstufe wie die unsrigen. Alles ist sofort ins Gegenteil verkehrt, alles ist erstarrt in Schmutz und Unordnung. Bald fuhren wir langsamen Schrittes durch die Löcher des Pflasters von Kalisch, und das Bild des Jammers griff einem ans Herz. Von der Ferne, da hatte man nur einige Schützengräben in den Feldern gesehen, und das Stadtbild schien unverändert gegen früher. In der Hauptstraße erst sah man, was freventliche Franktireurs zur Mehrung der Kriegsgreuel beigetragen haben. Ganze Viertel lagen in Schutt und Asche, Dächer und Fenster, Balkone und Eisenträger, alles wirrte durcheinander, meist standen nur noch die kalten roten, unverputzten Ziegelmauern der Umfassung. Noch waren Schutt und Steine nicht weggeräumt, und man konnte noch die Spuren der Granaten und Schrapnells verfolgen. Eine Arbeit des Grauens und des Schauderns mußte hier verübt werden. Und dabei ist gut gezielt worden. Die Kirche und andre Gebäude, aus denen auf die durchziehenden Truppen nicht geschossen wurde, stehen noch unversehrt inmitten der Trümmer und verstärken so nur das Bild des Jammers. Kalisch ist jedoch nicht etwa tot und ausgestorben. Immerhin ist ja nur ein kleiner Teil zerstört, und in den übrigen Vierteln herrscht das alte Leben und großer Verkehr. Schon hier erlebt man den unendlichen Zug von Kolonnen, von Wagen der Feldpost und des Roten Kreuzes, der Heeresleitung und der Liebesgabenorganisationen, der von nun an die Straße füllt. Und es kam auch eine große Truppe junger Berliner Landsturmleute, ungedienter „Schipper“ natürlich, die mit

weißen Binden am Arme durchzogen und lustige Lieder sangen. „Das war in Schöneberg", klang es da übermütig. Am andern Ende des Zuges war man schon bei einem andern Gassenhauer, und mit echtem heimatlichem Mutterwitz erklärten uns die Jungens, daß ohne sie der Krieg gar nicht geführt werden könne, da sie nämlich als Straßenarbeiter nach vorn kämen und erst das Ganze herrichten müßten, damit die deutsche Armee auch weiter voran könne! Daß das nicht ohne einen Schein von Berechtigung war, das haben wir später noch des öftern feststellen können.

Bald blieb Kalisch hinter uns, und wir flogen die alte Landstraße Napoleons entlang, der nicht einmal polnische Zucht ihre alte Schönheit und Güte rauben konnte. Die Straße ist wohl an die zwanzig Meter breit und zu beiden Seiten mit alten Bäumen, zum Teil prächtigen Weiden, bepflanzt. Von der Straßenbreite ist in der Mitte ein Fahrdamm von etwa zehn Metern Abstand, abgegrenzt durch Prellsteine, die rechts und links in etwa zehn Metern stehen und weißleuchtende Punkte in der dunklen Straße bilden. Auf erhöhter Rasenunterlage steht sauber und ordentlich alle Werst eine Meilenstange, und ein Abschnitt von fünf Werst wird immer durch einen eisernen Träger mit genauer Entfernungsangabe bezeichnet. In riesigen Mengen sind zu beiden Seiten der Straße Steinhaufen angefahren, die zu Ausbesserungsarbeiten Verwendung finden sollen. Wie über glatten Asphalt fliegen die Wagen. Je weiter wir vorankamen, desto dichter wird das Gewimmel der Wagen mit Proviant und Munition. In langer Kette schiebt sich das alles nach vorn, ohne Stockung, ohne Pause, als ein einziger endloser Zug. Deutsche und österreichische Soldaten, polnische Bauern und biedere böhmisch-mährische Landleute sind die Führer, und die Bedeckungsmannschaften halten auf Ordnung und Eile. Andre Kolonnen kommen wieder, um neu zu laden; Autos des Roten Kreuzes fahren langsam mit ihrer kostbaren Last nach der Heimat zurück. Ein einziges verunglücktes Auto sehen wir an der Strecke, das zur Seite geschafft ist, um bei seiner Reparatur des Achsen-

bruches nicht zu stören. Der herrliche Tag geht zur Neige. Die Scheinwerfer der Kraftwagen werden angezündet. Von der Brust der Reiter und Wagenführer flammen die kleinen elektrischen Taschenlampen auf, die Wagen stecken Talglichter an. Gespenstisch scheinen Glühwürmchen über die Straßen und Wege zu huschen. Die dicken weißen und braunen Schafspelze der Reiter schaffen phantastische und malerische Erscheinungen, besonders wenn auch noch die Füße in dicken Pelzvorschuhen stecken, die man nach Mongolenart um die Steigbügel gebunden hat. Kaum sind unsre Soldaten in dem fahlen Lichte noch zu erkennen. Aber das Brausen und Donnern dieses Wagenparkes hält an, das ungeheure, unendliche Vorwärtsströmen, als ob es kein Halten, als ob es keine zu erschöpfenden Menschenkräfte gäbe. Kommandorufe schallen durch das Dunkel des späten Abends, abgerissene Klänge lustiger und wehmutsvoller Soldatenlieder trägt der Wind vorüber. Peitschen knallen, und das Surren der Motoren übertönt es wieder.

In Sieradz im Wirtshause, wo beim flackernden Kerzenlichte die Offiziere ein kärgliches Abendbrot einnehmen, versuchen wir vergeblich, Quartier zu finden. Alles ist überfüllt von Soldaten und Kolonnen. Weiter geht es durch die sternhelle Nacht. Verstärkte Posten haben die Nachtwachen übernommen und leuchten mit ihren Stallaternen in die Wagen und Autos. Ein alter, vertrockneter Nebenlauf der Warte wird durchschritten. Schwere Geschosse haben den Boden mächtig aufgewühlt, denn an dieser Stelle ist hart um den Übergang gekämpft worden. So haben unsre Pioniere einen neuen Weg aus Balken und Brettern gezogen und beleuchten ihn durch das lodernde Licht angezündeter Holzstöße. Dann donnern die Wagen über eine hölzerne Notbrücke über den Fluß. Mächtige Scheinwerfer beleuchten die Nachtarbeit der Pioniere, die an der Wiederherstellung der gesprengten Wartebrücke arbeiten. Erst hatten sie den Befehl erhalten, die frühere Brücke so zu sprengen, daß sie auf mindestens sechs Wochen nicht wieder brauchbar werde, und jetzt

haben sie den Auftrag, sie in höchstens drei Wochen selbst wieder aufzubauen. Und beide Befehle werden prompt ausgeführt. Für die Russen war sie ja gesprengt, und von den Deutschen wird sie wieder errichtet! Pontons mit Arbeitszeug liegen im Wasser, Pfähle werden eingerammt, Soldaten klettern an den Gerüsten herum, und darüber das wechselnde Licht der Holzstöße und Scheinwerfer — es ist ein geheimnisvolles, unvergeßliches Bild.

In Zdunska-Wola weisen uns die Ordonnanzen des liebenswürdigen Ortskommandanten in rabenschwarzer Nacht die Quartiere zu. Wir kommen zu zweien in eine von den Besitzern verlassene Wohnung, wo im Flur zwölf einsame Säcke der Feldpost mit Päckchen und eiligen Briefen sich herumtreiben und der Bestellung harren. Gott weiß, wie die da hingekommen sein mögen!

In unserm Zimmer gibt es zwei Bettstellen mit Matratzen, wo sich's auf den Schlafsäcken ganz gut ruhen läßt. Kerzen muß man mit sich führen, und auf Heizung muß man verzichten. Es fehlt an allem und jedem hier. Der Ortskommandant, ein in Verwaltungssachen erfahrener schlesischer Gutsbesitzer, tut sein Möglichstes. Unzählige Juden haben Passierscheine, um von draußen Lebensmittel hereinzukriegen, aber allzuviel hilft das nicht. Zwar herrscht in den Straßen reges Leben. Riesige Gefangentransporte kommen durch und werden in den leerstehenden Fabrikräumen während der Nächte bewacht, auch die Läden sind geöffnet. Aus Hunderten von Samowaren verkaufen die Straßenhändler Tee an die durchziehenden Soldaten, süßes Gebäck ist reichlich vorhanden. Aber Kohlen sind nicht aufzutreiben. In den Fabriken gibt es keine Arbeit. Ein paar hundert Menschen beschäftigt der Etappenkommandant mit Straßenausbessern und ähnlichen Arbeiten, und wenn jetzt der Regierungsbaumeister aus Posen die Straßenüberwachung übernimmt und zu seinen Erfahrungen noch die Autorität der ihm bisher fehlenden Uniform erhält, dann wird es schon werden!

2. Lodz nach der Einnahme durch die Deutschen

Von Zdunska-Wola ging es in eiliger Fahrt weiter, und da in Lask die Straße nach Petrikau abzweigt, die die meisten Kolonnen aufnimmt, so kamen wir freier und ungehinderter voran, dem Schornsteinmeere von Lodz zu. Aber kein Rauch quoll aus den unendlichen Schloten dunkel gen Himmel und legte sich drückend auf die Stadt. Alles stand still. Seit drei Monaten fehlte auch hier die Kohle, in den Hotels die Dampfheizung, und man schrieb mit erstarrten Fingern.

Wir saßen in dem zweitgrößten Hotel der Stadt, dem Savoyhotel, das nach russischen Meldungen vollkommen zerschossen sein sollte, aber natürlich unversehrt war, und es ging uns nicht besser als andern Leuten. Schließlich kümmerten sich unsre Ordonnanzen um uns und fuhren wenigstens mit ein paar Wagen täglich Holz ein. Schon der Anblick machte ein wenig warm. Was aber besagen ein paar Klafter Holz für eine Dampfheizung eines Riesenkastens? Warm wurde es doch nur so des Nachts zwischen 11 und 12 Uhr, zu einer Zeit, da man es nicht nötig hatte. Einige acht bis zehn Tage lang liefen wir brummig und mit Schnupfen herum und lebten von der trügerischen Wärmezufuhr durch Alkohol. Aber als wir gerade abreisten, um weiter nach vorn an die Front zu gehen, da soll es nach den Aussagen von Augenzeugen und Hotelgästen gerade besser geworden sein! Am 6. Dezember war Lodz genommen worden, am 10. Dezember fuhren wir dort ein. Da waren die Zustände natürlich noch sehr zerfahren und unklar, die Dinge wie die Menschen.

Von den 600000 Einwohnern waren sehr viele geflohen, und vor allem wohl schon zur Russenzeit die Deutschen, deren Sprache man früher auf den Straßen sehr viel mehr hörte als gerade jetzt. Es ist ein Glück zu nennen, daß sonniges und nicht

allzu kaltes Wetter herrschte. Die Stadt bezahlte jetzt schon an zahlreiche Leute wenige Kopeken auf den Kopf und für die Woche, eine zwar geringe, aber doch hilfreiche Unterstützung. Das Unglück wäre gar nicht auszudenken, wäre in jenen Tagen die Witterung ungünstig gewesen und die Krankheitsgefahr dadurch nähergerückt.

Schleudernd sind die Wagen auf der schlüpfrigen, holzgepflasterten Petrikauer Straße eingefahren, jener einzigen Prachtstraße von endloser Länge, auf der das Leben von Lodz sich allein abspielt. Die Menge drückt und schiebt sich auf den Bürgersteigen, die Läden sind zum Teil schon geöffnet, man möchte es dem Äußern der Stadt kaum ansehen, daß sie erst vor wenigen Tagen wieder den Herrn gewechselt hat. Nur die Militärkolonnen und vor allem die Autos mit höheren Offizieren fahren laut hupend durch den Trubel, zahlreiche Wagen sind auch mit Verwundeten belegt, deren leidende Gesichter und durchgebluteten Verbände von den Entbehrungen und Anstrengungen des Feldzuges zeugen. Aber die Soldaten, die durch die Stadt ziehen, sind doch im ganzen prächtig beisammen. Zwischen den alten kriegsbärtigen Landsturmtruppen gehen stramm im Tritt die jungen Freiwilligen, bei denen auch der Krieg noch kein Härlein zum Sprossen brachte, und man glaubt etwas wie Respekt der Bevölkerung feststellen zu dürfen vor unsern anständigen und disziplinierten Truppen, die überall höflich und ordentlich in den Läden sich benehmen, überall bezahlen, das feindliche Land nicht anders betrachten als die freundliche Heimat. Von den Russen war man es anders gewöhnt hier. Wohl hielt ein strenger Kommandant auf Ordnung und Ruhe, aber daß die Kosaken in die Häuser kamen und verschiedenes mitgehen hießen, konnte er doch nicht hindern, namentlich nicht in den Vorstädten, wo das russische Militär bös gehaust hat. Auch im Zentrum kamen die Soldaten in die Häuser unter dem Vorwand, Hunger zu leiden und um Ernährung zu bitten. Sie benahmen sich aber so schlecht, daß der Kommandant bekanntgeben mußte, man möchte den

Soldaten, wenn sie hungrig aussehen sollten, lieber Geld schenken. Nur schüchtern und ängstlich erzählen die Einwohner von derartigen Dingen, sie alle fürchten sich vor russischen Spionen, und man kann es ihnen schließlich nicht verdenken, daß sie mißtrauisch sind, nachdem sie in den letzten Monaten Freund und Feind in der Herrschaft über die Stadt wechseln sahen. Auch waren die letzten Tage schwer, man saß ängstlich in den Kellern, während die deutschen Granaten einschlugen und in einzelnen Häusern und Stadtteilen doch beträchtlichen Schaden anrichteten, der allerdings im Gesamtbild der Stadt kaum auffällt. Den Abzug der Russen in der Nacht von Samstag auf Sonntag haben einzelne Leute im geheimen beobachtet, während natürlich die Mehrzahl, der Weisung gehorchend, in den letzten drei Tagen des Abends um 7 Uhr zu Hause war und Türen und Fenster wohl verschlossen hielt. Man erzählt, daß die Mannschaften die Stadt gar nicht verlassen wollten, weil sie sich vor neuen Kämpfen fürchteten. Kosaken mußten die Leute mit Peitschen vorwärts treiben, so berichtet man, es sei kein Wunder, wenn die Zahl der Überläufer sich ständig mehre. Wie sieht es an der Front aus? So fragen ängstlich und verstohlen die Menschen und sind enttäuscht, daß man ihnen keine neuesten Zeitungen und endgültigen Bescheid über die Vernichtung der russischen Armee geben kann.

An den Plakatsäulen klebt ein großer Anschlag, die Anzeige vom Tode eines Herrn Maximilian Pfeiffer, dessen „tragischen Tod" die Familie mitteilt. Er starb im Alter von 26 Jahren, er war Unteroffizier des russischen Heeres, russischer Untertan, aber deutscher Herkunft. Eine polnische Denunziation genügte den Russen, ihn auf der Stelle zu erhängen. Derartige Beispiele hört man noch viel erzählen. Nur in einzelnen Fällen gelang es dem bei Russen, Deutschen und Juden gleich angesehenen deutschen Fabrikanten Grohmann, durch seine Fürsprache das bedrohte Leben unschuldiger Einwohner vor der raschen und keine Autorität achtenden Lynchjustiz der Kosaken zu retten. Dieser Fabrikant Grohmann ist ein wahrer Wohltäter von Lodz geworden. Jetzt

eben ist er zwar nicht hier, er fuhr noch zur Zeit der russischen Herrschaft nach Warschau, um Getreide und Mehl aufzutreiben, und der Rückzug der Russen hat ihn nun von seiner Stadt abgeschnitten. Aber ihm dankt man hauptsächlich die Organisation der Bürgermiliz, die an Stelle der Polizei den Ordnungsdienst in der Stadt übernommen hat. Anfänglich bestand sie fast nur aus Deutschen, jetzt sind auch Polen in größerer Zahl dazugekommen. Zum Unterschied von einer bezahlten Nachtwächtertruppe erhalten sie keine Bezahlung, sondern nur manche Vergünstigungen im Einkauf der durch die Stadt beschafften Lebens- und Genußmittel. Aber durchweg trauen kann man auch dieser Miliz nicht. So besteht eine Verordnung über Höchstpreise und ein Zwang zum Verkauf aller vorhandenen Vorräte. Einer der vielen Hunderte jedoch, die die Vorräte aufstapelten und auf das Steigen der Preise spekulierten, die ohne jedes Sachverständnis den unlautersten Zwischenhandel trieben und dadurch ihre an sich schon schwergeprüften Mitbürger schädigten, war ein Apotheker und führendes Mitglied der edlen Miliz! Immerhin kann der deutsche Stadtkommandant mit dieser Art Bürgerwehr gut arbeiten. Die Reinigung der Straßen, die Anwerbung der Arbeiter, die Überwachung des Andranges beim Verteilen der sogenannten Passierscheine, die zum Verlassen der Stadt berechtigen, alles das erledigt sich rascher mit ihrer Hilfe. Und welche Summe von Arbeit ist hier zu leisten! Wochenlang hat der neue Markt zum Beispiel einen einzigen großen Stall der russischen Pferde gebildet. Vor dem Rathause und der Kirche ist der Unrat fußhoch angewachsen, und man braucht jetzt Hunderte von Wagen, um ihn zu beseitigen. Die Stadt, oder richtiger gesagt, ein Bürgerkomitee reicher, zumeist deutscher Einwohner und Fabrikanten, hat zur Behebung der Geldnot der letzten Wochen ein eignes Papiergeld geschaffen und auch eine Art Darlehnskasse, bei der jedermann gegen Hinterlegung seiner Wertpapiere etwa vierzig Prozent ihres Nennwertes in solchem neuen Papiergelde erhält. Es fehlt nicht am guten Willen oder an Verständnis, denn die Stadt ist

ja reich an Männern mit Organisationstalent und Verwaltungsfähigkeiten. Es fehlt nur an Milch, an Brot, an Getreide, an Kohle. Das Pfund Brot wird mit zwanzig Kopeken bezahlt, bei der festgesetzten Relation von zwei Mark für den Rubel also mit vierzig Pfennigen. Nur an Süßigkeiten scheint trotz des erheblich gestiegenen Zuckerpreises noch kein Mangel zu sein, denn neben den Zeitungsverkäufern und Bettlern sind die Händler mit Zuckerwaren die häufigsten Straßentypen. Die beiden deutschen Zeitungen sind auch zur Russenzeit weiter gedruckt worden, auch einige jüdische und polnische Zeitungen erschienen dauernd, zunächst unter Polizeizensur und dann unter Militärzensur, das bedeutet: zunächst mit weniger und dann fast nur mit weißen Stellen in den Spalten. Ein polnisch-klerikal-antisemitisches Blatt ist jetzt nach der Besetzung durch die Deutschen unterdrückt, seine Redakteure sind verhaftet worden. Das gleiche Schicksal hatten sie schon einmal zur Russenzeit. Der „Rozwój" hatte nämlich geschrieben, die Bürger seien nun selbst arm und „leergefressen", nun solle sich gefälligst der Staat der Armen annehmen und die bisherige private Mildtätigkeit ablösen. Derartige Winke verträgt der Russe schwer. Er hat hier verhaftete Juden gegen schweres Lösegeld freigelassen; er hat manches Auge zugedrückt, wenn man ihm Goldstückchen davor hielt, er hätte auch nichts gegen das Blatt unternommen, wenn es zu einem Pogrom aufgehetzt hätte, nur an Staatspflichten wollte man nicht gern erinnert werden.

Von einem Pogrom zur Zeit der Wiederkehr der Russen ist die Stadt mit größter Mühe behütet worden. Aber die Erregung, das gegenseitige Mißtrauen, die Angst liegen noch in den Gemütern aller Menschen, wenn es nicht gerade lockere Weiber sind, die gern und willig in der Soldaten Armen ruhen, seien sie russisch, seien sie deutsch. „Wir wollen einen jüdischen Kutscher nehmen," so sagt ein Mann zu mir, der mich auf einer Rundfahrt begleitete, „dann bin ich sicher, beim Polen nicht." Der Krieg hat vorhandene Spaltungen erweitert, neue Risse geschaffen. Früher waren die Russen brutale Gewaltherren, und alle Unterdrückten,

Polen, Juden, Deutsche, waren bis zu einem gewissen Grade Leidensgenossen. Heute ist der Russe vertrieben, aber einzelne Deutsche trauern der russischen Herrschaft sogar nach, weil ihr ganzer Fabrikationsbetrieb auf russischen Absatz eingestellt ist und weil sie von einer künftigen deutschen Konkurrenz ihrer Tuchweberei nichts Gutes befürchten. Das sind natürlich nur wenige unter den Hunderttausenden Deutschen, aber es sind die Reichen und Einflußreichen. Auch die polnischen Interessen sind in solcher Weise in viele Lager geschieden, nur die Juden sagen sich wohl, daß etwas Schlimmeres als das bisherige Regiment gar nicht folgen könne, und sind deshalb meist wohl Deutschenfreunde. Das wissen auch die Russen, und nicht umsonst wurde in den Dörfern vor der Stadt angeschlagen, daß, wenn auch nur *ein* Draht der Telephonleitung zerrissen werden oder auch nur ein Schuß aus den Häusern fallen würde, die sämtlichen Juden des Ortes dafür verantwortlich gemacht werden würden. An Denunziationen konnte es da nicht fehlen. Nun muß man dazuhalten, daß achtzehntägiger Kanonendonner aus nächster Nähe die Gemüter zermürbt hat, besonders da ja doch zum Teil Granaten in die Stadt einschlugen und Feuersbrünste entstanden. Man litt auch Entbehrungen, ja Hunger. Was Wunder, daß da etwas Lähmendes auf den Menschen liegt, daß sie scheu wie geprügelte Hunde herumlaufen. Erst wenn der Kanonendonner in der Umgebung nicht mehr zu hören sein wird, wird die Zuversicht und Lustigkeit der deutschen Soldaten ihre Wirkung tun und wird auch das Leben und Treiben in Lodz wieder freier und ungezwungener gestalten.

* * *

Die Russen haben, als sie sich langsam auf Lodz zurückzogen, keine heilige Scheu vor den Stätten des Todes gehabt. Der *Judenkirchhof* liegt draußen vor der Stadt auf einer Hügelkuppe, die die Gegend beherrscht, und so zogen sie rings herum ihre Schützengräben und suchten hinter den Grabmälern und

Bäumen ihre Deckung. Wir mußten also unsre Geschütze nach dem heiligen Orte richten, gleichwie wir Kirchen und Türme zerschießen mußten, auf denen sich russische Artilleriebeobachter mit ihren Telephonapparaten eingenistet hatten. Der Krieg kennt keine Schonung noch Scheu. Es kann keinem Feinde daran liegen, eine Stadt in Trümmer schießen zu müssen, nur um zu vernichten. Wohl aber wird er heillose Verwirrung unter den Truppen anrichten, wenn er die Straßen und Kasernen unter Feuer nimmt, und ein Druck der unschuldig leidenden Bevölkerung auf die Militärs wird oft mehr helfen als mancher Sturmangriff. So war es auch mit Lodz. Diese Stadt, den Sitz polnischer Intelligenz, deutscher industrieller Regsamkeit und des jüdischen reichen Handels, suchten die Russen unter allen Umständen zu halten. Die Räumung wurde erst erzwungen, als wochenlanger Kanonendonner die Seelen zermürbt hatte.

In diesen Tagen flogen auch in den jüdischen Friedhof die zerstörenden deutschen Geschosse. Dort, wo die Armen begraben liegen, die Ärmsten der Armen, die ein so schmutziges und trübseliges Dasein gelebt und denen der Tod sicherlich als ein Erlöser gekommen, sind die verwitterten einfachen grauen Sandsteinplatten nun umgeworfen, in Stücke zersplittert. Die Toten sind in ihrer Ruhe gerade von denen gestört worden, von denen sie ihr Leben lang Rettung erhofft hatten. Denn sie trugen als Ideal im Herzen, in Deutschland frei zu werden, im Wohnen und im Geschäft unbehelligt zu sein. Deshalb waren sie auch deutsch in ihrer Seele, feindlich den sie bedrückenden Russen, von Haß erfüllt gegen die Polen, die sie nicht achteten und niederhielten. Sie lebten in Unfrieden selbst mit ihren eignen Volks- und Glaubensgenossen, von deren Almosen sie doch wiederum abhingen. Jene reichen Herren, die mit Geld über alle Schrecknisse des Russentums wegkamen, bezahlten schweigend und machten ihre Geschäfte. Bestechungen waren Geschäftsausgaben, und die Seele folgte dem Geschäfte: ein Teil der Reichen schickte Geld als Öl für die russischen Maschinen und war russisch in

der Gesinnung. Der überwiegende Teil aber neigte zum Polentum hin. Die jüdischen Multimillionäre von Lodz, die Posnanzki und wie sie alle heißen, sind eifrige Großpolen. Sie nennen sich nicht mehr Herr Silberstein, sondern sie heißen Silbersteinow, selbst wenn der Träger dieses Namens zur Revolutionszeit vom polnischen Pöbel zu Tode gehetzt und ermordet worden ist. Und viele von denen, deren Grabmal hier steht, empfanden im Innern vollkommen polnisch, obgleich sie sich als reine Juden gaben und den Armen viel Gutes taten. Die jüdische Geldaristokratie und die jüdische Intelligenz, die nach Warschau geflohen sind oder im sicheren Auslande den Gang der Dinge abwarten können, waren so polnisch, daß sie als Führer der jüdischen Gemeinde die Tafeln zur Friedhofseinteilung zuerst in polnischer und erst darunter in jüdischer Sprache bemalen ließen. Worauf dann freilich die russische Regierung kam und die polnischen schwarzen Buchstaben weiß überpinseln ließ!

So spiegelt sich noch auf dem Friedhofe die Spaltung und die ganze Tragik der jüdischen Bevölkerung wider, und nur die deutschen Granaten haben keinen Unterschied gemacht. Sie haben die prunkvolle Denkmalsanlage der Familie Posnanzki getroffen, die Gräber des Mittelstandes, der kleinen Handwerker und Gewerbetreibenden zertrümmert und Bäume und die liebevoll gepflegten Anlagen vernichtet. Und sie fuhren auch in die Gräber der Armen, deren Nachkommen heute, schlechter als das Vieh, ein Hungerleben leben. Zudem ist die ganze Umfriedung der mächtigen Gräberanlage, ein erst im vorigen Jahre neu hergestellter Bretterzaun, von dem polnischen Pöbel langsam weggestohlen worden, der sich Holz zum Feuern nahm, wo er es eben fand. Und nun graben in den frischen Kindergräbern herrenlose Schweine herum! So erzählt und versichert der Friedhofsinspektor, der selbst ein armer Teufel ist mit acht Kindern, und dem in einem sonst ganz unbeschädigten Teile des Friedhofs ein Geschoß gerade und allein das Grabmal seiner Frau zertrümmert hat. Über zweihundert Mark hat es gekostet, und nun sinnt er Tag und Nacht, woher

er das Geld für ein neues nähme. Wenn es wenigstens nur der älteste Sohn wüßte, der Kolonist in Palästina ist, und vielleicht Geld schicken könnte! Und seufzend geht er hinüber zur Leichenhalle, wo die Weiber heulen und wehklagen und die Männer eine der vielen Leichen waschen. Hunger und Krankheiten raffen sie jetzt dahin, die arme Judenbevölkerung von Lodz, und der weite, schöne Friedhof nimmt sie alle auf!

3. Konstantynow

Von der langen Petrikauer Straße in Lodz zweigt am Marktplatze die Konstantynowska ab, und von dort nimmt die elektrische Straßenbahn nach der kleinen Industriestadt Konstantynow ihren Weg. In den letzten drei Wochen war sie für den Personenverkehr gesperrt, und ihre Züge durften nur die endlosen Scharen der russischen Verwundeten in die Spitäler befördern. Jetzt aber schleicht sie wieder, wenn auch noch unregelmäßig, über ihre Gleise und ist in ihren beiden Klassen so überfüllt, daß die Menschen bis heraus aufs Trittbrett stehen und sich anklammern. Durch schmutziggraue Vorstädte geht der Weg, dann durch den schönen Stadtwald unter einer gründlich zersprengten Brücke der Kalisch—Warschauer Bahn hindurch. Drüben liegen die Massengräber der in der Revolutionszeit Erschossenen; kein Zeichen des Gedenkens oder der Erinnerung hat man auf ihnen verstattet. Bald beginnen die unendlichen Schützengräben die Felder zu durchschneiden. Juden und Polen sind damit beschäftigt, Überreste der Schlacht in ihre Säcke zusammenzusuchen, um sie zu lohnenden Preisen an die deutsche Sammelstelle wieder zu verkaufen. Auch das Stroh, mit dem die Gräben und Unterstände einigermaßen wohnlich ausgepolstert waren, wird sorgsam herausgeholt und aufgepackt. Um zerschossene Häuser herum liegen zahlreiche Soldatengräber. Wo überhaupt noch menschliche Wohnungen stehen, haben sich Kolonnen niedergelassen, um zu über-

nachten. Die Landstraße ist übersät mit wandernden Menschen, polnischen Bauern, die Kartoffeln und Vorräte zur Stadt bringen, armen jüdischen Männern und Frauen, die über die Achsel schwere Säcke schleppen oder zerkleinertes zusammengestohlenes Holz in ihre ausgekühlten Löcher von Wohnungen bringen. Das Bild der Armut und des Jammers liegt über dieser Straße, die mehr Elend birgt, als tausend Federn schildern könnten. Ein nebliges, feuchtes Grau lastet dunstig über der Landschaft.

Die Stadt Konstantynow ist auch wirtschaftlich nur eine Art größerer Vorstadt von Lodz. Hier gibt es ein paar große Tuchfabriken mit Handstühlen, hier sitzen aber auch zahlreich die kleinen Heimarbeiter, die nur für den jüdischen Zwischenmeister auf ihren eignen Stühlen die gelieferte Ware verarbeiten und die wohl ausnahmslos deutscher Abstammung sind. Sie sind blauäugig und blond, und sie sprechen auch die Sprache nicht mit dem fremden polnisch-jüdischen Akzent, sondern rein, gut und klar, höchstens mit schlesischem Anklang, und sie haben fast alle noch verwandtschaftliche Beziehungen zum Stammlande der deutschen Heimat, aus der ihre Großväter hierherkamen. Sie haben zwar russische Staatsangehörigkeit erworben, aber wenn man sie fragt, nennen sie sich alle einfach und mit einem gewissen Stolz evangelisch, und in diesem Bekenntnis liegt das Bewußtsein des Deutschtums und der kulturellen Überlegenheit über alles, was um sie herum wohnt. Die Russen haben ihre Stellungen mit Vorliebe so gewählt, daß sie sich an deutsche Niederlassungen anlehnten, fast als wollten sie das Goremykinsche Wort in die Tat umsetzen: „Wir führen Krieg nicht nur gegen Deutschland, sondern gegen das Deutschtum.“ Gerade das Städtchen Konstantynow hat alle Leiden des Krieges durchkosten müssen, man kommt zerschlagen und müde, erfüllt von Mitleid und Entsetzen zurück, wenn man die Spuren des Krieges dort draußen verfolgt hat. Eines der ersten Bauwerke, das während der dreiwöchigen Schlacht von der deutschen Artillerie zerschossen werden mußte, war die evangelische Kirche, weil ihr Turm als russische



Unser Landsturm in Konstantynow teilt Essen und Brot aus



Jüdische Händlertypen in Konstantynow



Unterstände im russischen Schützengraben



Russischer Schützengraben

Signalstelle benutzt wurde. Der rein polnische Priester der katholischen Kirche führt uns selbst ins Innere seines gänzlich verwüsteten Heiligtums, von dem nur noch die kahlen Umfassungsmauern stehen. „Die Russen hatten eine Telephonanlage nach ihren Batterien und einen Beobachtungsposten auf dem Turm," so erzählt er, „zwei Geschosse zerwühlten den Boden des Marktplatzes vor der Kirche, eins fuhr in mein Pfarrhaus und riß meine kleine Nichte in Stücke, und die andern legten meine schöne Kirche in Trümmer. Die Russen und nur die Russen tragen alle Schuld daran." Aber der Besiegte wird auch die Kosten tragen! Alte Polenfrauen schleppen sich mühsam zum zertrümmerten, verkohlten Altar, wanken dann heraus, dem Pfarrer schluchzend und heulend die Knie umfassend. Der tröstet sie und mahnt zur Ruhe. Der Frieden wird kommen, die Kirche wird neu erstehen! Ganze Straßenzüge von Konstantynow sind dem Geschoßregen und dann dem nächtlichen Brande zum Opfer gefallen. Alles liegt in Trümmern, nur die festgebauten Rauchfänge ragen noch aus dem Schutt, oft zwanzig, dreißig nebeneinander.

Ein paar Bauern graben den Schutt um und suchen nach Überbleibseln. Da ein Teller, dort eine Schüssel, das ist der ganze Erfolg. „Ich habe sechs Kinder," erzählt einer, „von was soll ich meine Kinder ernähren? Sie schreien und frieren und hungern, es greift mir an das Herz, ich kann nicht zu Hause bleiben. Gott allein kann helfen." Gott allein kann helfen! Irgendwo steht noch ein Haus, und wir gehen hinein. Ein Zimmer ist vollgestopft mit Menschen und Möbeln, man hat den abgebrannten Volksgenossen Unterkommen gewährt. Wir geben unsre Schokolade, unser Kleingeld hin. Die Leute sind rührend dankbar. „Gott wird es Ihnen lohnen," lautet ihr einfacher, bescheidener, ruhiger, nicht überschwenglicher Dank. Auf dem Marktplatz steht noch ein Haus des Bürgermeisters. Die Bürgermiliz hat dorthin alle Gegenstände gebracht, die einen Besitzer suchen. Denn das schlimmste war nicht die Schlacht, war nicht

die Beschießung. Das elendste und feigste waren die Räubereien des polnisch-russischen Pöbels und auch der russischen Soldaten, die teils aus Raub- und Mordlust, teils durch den tagelangen Hunger bis zum Tier verroht, die Häuser einschlugen und stahlen, was nicht niet- und nagelfest war. Wer sich wehrte, wurde vom Bajonett durchbohrt oder aufgeknüpft. Nun hat die Bürgermiliz aus den Häusern der Strolche alles zusammengetragen, was nicht ihr Eigentum schien, und die rechtmäßigen Besitzer suchen im Hause des Bürgermeisters nach ihrem Eigentum. Der Andrang ist ungeheuer.

Immer neue Straßenzüge kommen, die zerschossen und verwüstet sind. Man sieht, es muß hier auch noch ein Rest von deutscher Ordnung und Sauberkeit gewesen sein. Die Häuser sahen gewiß nicht ganz so verwahrlost aus wie sonst in Russisch-Polen. Auch ist man schon dabei, wiederherzustellen, was sich noch zusammenflicken läßt. Papierverklebungen hindern den Eintritt der kalten Winde, Strohsäcke werden in die Schußöffnungen gestopft, man sucht sich Eßbares auf dem Felde. Aber Tiere und Menschen sind völlig entkräftet von den Tagen der Angst und des Hungers. Man sieht Pferde vor den Wagen, die nur noch Skelette sind. Bleiben sie erst einmal stehen in ihrem Gange, so sind sie schwer wieder in Trott zu bringen. Man muß die Wagen mehr mit Menschenkraft schieben, als mit Tieren fortbewegen. Da ist einer im Schlamm des Grabens stecken geblieben, und mit lautem „Hü, hü!" und Peitschenknallen sucht der Fuhrmann seine Gäule anzuspornen, aber mit einem rührend ärmlichen „Bitte, bitte!" redet ihnen ein andrer gut zu und streichelt sie, als ob die Not der schweren Zeit Tiere und Menschen sich hätte verstehen lernen lassen. Die Umstehenden greifen in die Speichen, und der Wagen rollt weiter. Überall bleiche Wangen, schreiende Kinder, schwankende, entkräftete Frauen, schmalwangige, verhärmte, todesernste Männer. Kein Brot, keine Arbeit, keine Hoffnung. Nur das still ergebene: „Gott allein kann helfen!" entringt sich immer wieder ihren tonlosen Lippen.

Aber schon hat sich zwischen den Kindern und unsern Landstürmern, die als Besatzung hier liegen, ein geradezu freundschaftliches Verhältnis herausgebildet. Vor dem Wachlokal treiben sie sich herum und wissen ganz genau, wann Essenszeit ist. Da kommen sie, weil sie wissen, daß etwas abfällt, und kommen mit Wasserflaschen und Eimern, deutschen Soldatennäpfen und anders geformten Gefäßen, die bei uns zu Lande weniger nach Eßgeschirr aussehen. Und dann verläßt einer der bärtigen Landstürmer das Lokal und bringt Erbsensuppe oder Brot, das er nicht ganz aufaß, und ein paar Dutzend Ärmchen strecken sich ihm entgegen, ein paar Dutzend dünne Stimmchen kreischen: „Mir, mir!", und mit einem mitleidigen und wehmutsvollen Lächeln, daß er nicht mehr geben kann, verteilt der brave deutsche Soldat einen Teil seines Essens.

Wir gehen durch die Trümmer und Steinhaufen zur Haltestelle der Straßenbahn zurück. Gegenüber steht die mächtige Tuchfabrik eines Deutschen, in die drei oder vier Geschosse einschlugen. Ein wirrer Knäuel von Eisenträgern und zerbeulten, zerschlagenen Webstühlen ist übriggeblieben, alle Fenster sind vom Luftdruck zerschmettert. Deutsche Soldaten steigen zu uns in den Wagen. „Der Jammer ist unerträglich," so erzählen sie, „und wenn unsre Feldküchen des Nachmittags ihre warme Kost ausgeben, essen wir weniger, als wir den armen Leuten geben. Der Hauptmann sieht es nicht gern. Er hat auch ein gutes Herz und leidet unter den Bildern der Unglücklichen, aber er meint, wir benötigten unsre Kraft für den langen Feldzug und wir zögen durch unsre Milde nur neue Esser heran. Aber wer könnte essen, wenn die Kinder herumlungern, wenn die Frauen nicht betteln, aber nur zusehen und die Augen weit aufmachen mit entsetzlichen, starren, großen, jammernden Blicken? Wir haben unsre Löhnung, die wir zum Einkauf benutzen, und wir teilen mit den Ärmsten der Armen, was wir haben." — „Wenn sie noch Polnisch sprächen," so sagte mir einer, ein gewöhnlicher Soldat, den das Eiserne Kreuz zierte, „wenn sie eine fremde, uns nicht verständliche

Sprache redeten, aber das Klagen in der Muttersprache ist es, Herr, das man nicht ertragen kann. Und wenn es der Hauptmann wirklich nicht wollte, und wenn er es verbieten würde, ich könnte nicht anders, als den Leuten etwas abgeben." So redete einer unsrer „Barbaren", und ein Hauptmann einer andern Kompagnie stand mit auf dem Wagen und sah ihn nur groß und voll inneren Stolzes an.

4. Die Schlachtfelder um Lodz

Die zu Anfang November einsetzende zweite Offensive Hindenburgs überraschte die Russen außerordentlich. Sie brach aus der Gegend Thorn und Posen heraus wie ein Gewitterschlag aus heiterem Himmel. Die Russen waren schon bis zur Warthe gekommen und sahen sich schon in den Gefilden Posens und Schlesiens, sie heimsten schon die Vorschußlorbeeren der gesamten Dreiverbandspresse ein, da wurden sie gezwungen, ihren rechten Flügel zurückzubiegen. Sie nahmen rasch eine Verstärkung dieses Flügels vor und warfen sich mit aller Wucht der Armee Mackensen entgegen. Aber sie wurden bei Wloclawek und Kutno und an andern Stellen mit schweren Verlusten an Toten, Verwundeten und Gefangenen zurückgeschlagen. Nun aber erst zeigte sich die wahre Kampfkraft der russischen Infanterie in der Verteidigung, ihre harte Zähigkeit, ihr Aushalten, ihre Tapferkeit. Es begann eine Kampfperiode, die langsam vom Bewegungsgefecht in einen Zeitraum der hartnäckigsten Stellungskämpfe überleitete. Der Gegner vergrub sich in mehreren befestigten Feldstellungen hintereinander, er machte dauernd Nachtangriffe, die nur durch die größte Anstrengung und Tapferkeit unsrer Truppen zurückgewiesen werden konnten. Wir schoben uns aber unaufhaltsam an die Hauptstellung der Russen bei Lodz heran, und da reifte in einem kühnen Feldherrnherzen der kühne Gedanke heran, die Russen nicht aus Lodz herauszuwerfen, sondern sie auch zu um-

klammern und ihnen ein zweites Tannenberg zu bereiten. Dieser Plan scheiterte an der Zähigkeit der russischen Verteidigung, an dem Eintreffen russischer Verstärkungen im letzten Moment. Vor dem Angriff der russischen V. Armee auf unsre linke Flanke mußten wir unsern Flügel zurückbiegen, und die Russen bekamen Luft. Sie schoben immer neue Truppen aus der Warschau-gegend heran, während auch wir Verstärkungen heranbrachten. In diesem Augenblick gelang es unsern Kräften, die oben an der Weichsel noch etwas rückwärts gestanden hatten, vorzustoßen und zehntausend Gefangene zu machen. Nun war eine neue Bedrohung der russischen Stellung in Lodz gegeben, und die Russen zogen es endlich vor, die Hauptstadt des polnischen Handels und der polnischen Intelligenz zu räumen. Jedenfalls verdient aber ihre zähe Verteidigung, die weniger militärischen als politischen Gründen entsprang, alles Lob eines ehrlichen Gegners, und es gereicht gerade deshalb unsern Truppen der Armee Mackensen zur höchsten Ehre, einem solchen tapferen Feinde in achtzehntägigen Kämpfen das Herz seiner polnischen Provinzen entrissen zu haben. Die Russen hatten ungeheure Verluste in den dreiwöchigen Kämpfen zu verzeichnen. Zwar sind ihre Schützengrabenanlagen, ihre Drahtverhaue, ihre Nachtangriffe wie ihre Todesmutigkeit gleichermaßen zu rühmen, aber das vernichtende Feuer, das sie aus unsern gut eingebauten Maschinengewehren stets empfing, lichtete ihre Reihen beträchtlich. Eine Besichtigung der Schlachtfelder um Lodz herum gab uns in den ersten Tagen unsrer Anwesenheit in dem „polnischen Manchester" noch frische Eindrücke des eben beendeten blutigen Ringens.

Wir fuhren in den drei Kraftwagen, die uns das freiwillige Automobilkorps stellte, durch die Umgegend von Lodz, um die Stätte der harten Kämpfe zu besichtigen. Daß wir mit heiler Haut und ohne nennenswerten Schaden von der Tour zurückkamen, das dankten wir den drei Herren „Benzinleutnants", deren Brust schon das Eiserne Kreuz zierte und die alle im Westen schon mancherlei schwierige Fahrten hinter sich gebracht haben. Denn

bei dieser Fahrt handelte es sich nicht mehr um eine napoleonische Heerstraße oder gar um große deutsche Landstraßen, es waren, wenn ich so sagen darf, Straßen zweiter Ordnung, die dazu noch in den letzten Wochen die denkbar stärkste Belastung ausgehalten haben. Man kann nur in den höchsten Ausdrücken der Bewunderung von der Organisation unsers Etappenwesens sprechen, die es fertig bringt, daß auf diesen Wegen der Strom der Kolonnen unaufhörlich und ohne Stockung weiterrollt, daß jede Störung fast auf der Stelle beseitigt wird, daß ohne viel Geschrei und Befehl jeder Wagen und jeder Führer seine Aufgabe und seinen Weg kennt. Da schneiden sich die Straßen, da kreuzen sich die Kolonnen, hierhin, dorthin rasseln die Munitionswagen, rumpeln und kriechen die Proviantkarren. Aber als ob der Berliner Schutzmann auf dem Potsdamer Platz die Hand hoch hielte und in seine Trompete tutete, damit die eine Seite fahre und die andre währenddessen sich staue, so geht es hier mit unendlicher Pünktlichkeit unaufhaltsam, unübersehbar.

Zu beiden Seiten der Straße führt der Kolonnenweg. Peitschenknallend, pfeifenrauchend oder liedersingend lagern die Führer unter den schützenden Plandecken und fahren mit entgegengesetzter Marschrichtung aneinander vorbei. Es ist, als ob die Menschen völlig ausgeschaltet wären und eine unfehlbare Maschine ihren Gang ginge. Auf dem Mittelwege zwischen den Kolonnen sausen unsre Kraftwagen voran. Das Auge des Führers ruht fest auf der Straße. Riesige Granatenlöcher sind da aufgerissen, in denen ein paar Mann bequem Platz finden können; sie müssen mit Vorsicht in dem engen zur Verfügung stehenden Raum umfahren werden, und doch ist es ganz unvermeidlich, daß wir hier und da einmal kräftig in ein Loch hereinschlagen und daß der Wagen zittert und kracht, als ob alle Federn und Achsen bersten wollten. Bald wird auch diese letzte Störung noch beseitigt sein. Die Bevölkerung ist beschäftigungslos und drängt sich nach jeder Arbeit, die ihr Geld und Arbeit schafft. Für billigen Tagelohn sind kräftige Männer gerne bereit, Steine zu zerkleinern, die

Löcher wenigstens notdürftig auszustopfen und mit Sand zu überschütten, der sich dann in wenigen feuchten Nächten und regnerischen Tagen dem allgemeinen Schlamm und Schmutz so schnell anpaßt, daß nichts mehr zu sehen ist.

Die Schlachtfelder der letzten Wochen liegen in der ganzen Umgegend von Lodz. Fährt man über Konstantynow nach Lutomiersk über Alexandrow nach Zgierz und Ozorkow, so sieht man überall dasselbe Bild, gegen das man nur allzubald abstumpft. Die Ortschaften sind alle mehr oder weniger zerstört. Meist ist die Kirche von den Russen als Telephonzentrale und Beobachtungsposten mißbraucht worden und mußte erst von uns niedergelegt werden. Die Geschosse fielen in die Umgegend, zündeten, die Flammen lohten auf, und dann war bei einigem Winde von den Städten und Dörfern nichts mehr zu retten. Die Holzhütten und Strohdächer fingen Feuer; die Webstühle und Webvorräte boten gute Nahrung, und lodernde Flammenmeere beleuchteten als Riesenfackel den mächtigen Himmel. Überall waren hier deutsche Siedelungen, Weber und Heimarbeiter deutscher Abstammung, und überall ist bei ihnen das Elend am größten. Die zügellose Soldateska der Russen vereinte sich mit dem polnischen Pöbel, um die vom Feuer unversehrten Baulichkeiten auszurauben. Das Elend war fertig, ehe überhaupt noch ein deutscher Soldat die Ortschaft betrat. Man muß das immer wieder betonen, weil die Russen und mit ihnen noch andre Elemente in der Gegend die ganze Schuld den Deutschen zuschieben wollen und besondere Geschäfte damit machen zu können glauben, daß sie sagen: „Seht, das sind nun deutsche Siedlungen, und so haben die Deutschen ihre Brüder und Stammesgenossen behandelt!"

Zwischen den einzelnen Ortschaften dehnt sich die polnische Landschaft. Hier ist es durchaus nicht die trostlose und verwahrloste Ebene, die man an andern Stellen findet. Freundliche Wälder, Hügelketten und Täler bieten Abwechslung. Auf kleinen Erhebungen stehen Windmühlen, in schattigen Baumgruppen gibt es kleine Teiche; auch mehrere Rittergüter und Besitzungen des

polnischen Adels fehlen nicht. Die Häuser sehen sich ganz wunderhübsch an. Mächtige Strohdächer, mit Moos und Gras bewachsen, hängen über die Wände tief herab. Zum Teil ist die reine Holzarchitektur des Blockhauses noch klar zu erkennen, wenn man auch meist schon die Verschmierung mit Lehm angenommen hat. In etwa vierzig Zentimeter Entfernung ist oft bis Manneshöhe ein Bretterzaun um die Häuser gezogen, und der Zwischenraum zwischen Zaun und Haus ist dicht vollgestopft mit Laub und Stroh, um den Winden den Eintritt durch die Holzfugen zu wehren. Nur der Schmutz, der entsetzliche Schmutz, überzieht alles wie mit einer Kruste, liegt über der Landschaft, den Straßen, den Dörfern, den Menschen wie ein dichter Nebel vor der Sonne. Auf unsern Photographien sieht Polen leidlich hübsch aus. Die Wirklichkeit ist anders.

Zwischen die Felder schieben sich endlos die Schützengräben. Nicht als ob das ein wohlgeordnetes System von Verteidigungs- und Angriffslinien wäre, aus dem man die Richtung des Gefechtes, das Konzentrische des Angriffs deutlich erkennen könnte. Man hat die allgemeine Lage von Lodz im Kopf und man kennt ja auch das Ziel des Angriffs. Aber die Schützengräben sind durchaus nicht so systematisch und klar, deutsche und russische Anlagen gehen oft wirr durcheinander, hier an die Straße, dort an ein Gehöft sich anlehnend, hier nach der einen, dort nach der direkt entgegengesetzten Richtung sich wendend. Die genaue Erklärung könnte nur derjenige geben, der hier mitgekämpft und alle Phasen des Kampfes und seiner einzelnen Abschnitte erlebt hat. Jetzt sieht man eben nur noch die zerstörten Ortschaften, die ragenden Schornsteine darin, die klagenden, hungernden Menschen und die Schützengräben.

Dazwischen erheben sich Holzkreuze der Gräber. In China pflegen die Bewohner einzelner Provinzen ihre Toten im Sarge auf das Feld zu stellen, Erde darüber zu werfen und den Platz dann als heilig der Bebauung zu entziehen. Diese Gräberfelder vermindern den nutzbaren Boden, und nur eine neue Dynastie

wagte es in früheren Zeiten, sie dem Erdboden gleichmachen zu lassen und dadurch ihre Herrschaft über Lebende und Tote zum Ausdruck zu bringen. An diese weiten Gräberfelder dachte ich bei der Fahrt durch die Umgebung von Lodz. Wenn man diese Hügel stehenlassen könnte mit neuen und wetterharten Kreuzen darauf und den gleichen schmucklosen Inschriften: „Hier ruhen sechzig deutsche Krieger" oder „Hier fielen hundertfünfzig russische Soldaten" mit den alten Mützen oder Helmen darauf — das spräche eine tiefere, ernstere und erschütterndere Sprache, als Denkmäler von Stein und Bronze es könnten! Feierlich ist der Schritt des Todes über dies Land gezogen. Eben ziehen sie einen kleinen schwarzen Sarg auf einem Wagen an uns vorbei, einige singende Männer voraus, ein Holzkreuz davor, kein Pfarrer, kein Gefolge. Aber der Einzelfall verblaßt vor dem großen Sterben. Die Felder und Gräben sind längst aufgeräumt. Deutsche Soldaten haben ihre Kameraden, polnische Bauern haben die Russen begraben. Nur aufgedunsene Pferdeleiber sieht man noch mit starren, aufragenden Gliedern herumliegen, die wegzuschaffen und einzugraben die Bevölkerung eben am Werke ist. Aber gerade das Leere, die traurige Öde dieser Schlachtfelder greift ans Herz. Grab auf Grab, Schußloch auf Schußloch, leere Konservenbüchsen und blutiges, rotes Stroh. Stundenlang dehnt sich das so aus, nur unterbrochen durch ausgebrannte Häuser und Orte, und dazwischen steht dann ganz unangetastet, lächerlich komisch wirkend, ein einziges unberührtes Häuschen in dem Felde der Vernichtung mit richtigen Fensterscheiben, und das bestand doch auch nur aus Holz und hatte ein Strohdach wie die andern!

Es war ein zäher, langer Kampf gegen alles Lebendige, gegen alles Bestehende, der sich um Lodz abgespielt hat. Der Sieg lag bei der Überlegenheit der Strategie und des Menschenmaterials über die harte, widerstandslose Kraft der Massen. Was die Armee des Generaloberſten v. Mackensen hier geleistet hat, das wird unvergessen bleiben. Noch jetzt toben die Kämpfe in der Umgegend. Während wir in der Dunkelheit zurückfahren,

blitzt es am Horizont auf wie fernes Wetterleuchten. Die Echos der Geschützklänge rollen dumpf zitternd über uns weg. Nicht allzufern von hier muß irgendwo ein Nachtgefecht toben. Aber die Kolonnen rattern ohne Ende voran. Schwere Lastkraftwagen knattern zwischendurch. Die Fuhrleute sind lustig und guter Dinge. Die Soldaten singen. Es ist, als ob sie eine überirdische Hand langsam vorwärts zöge zu neuen Schlachtfeldern, aber auch neuen Siegen und dem endlichen Erfolge entgegen.

5. Im Artilleriegefecht bei Nowosolna

Als nach hartnäckigem Widerstande Lodz wieder in deutsche Hände gefallen war, gaben neue Reserven dem russischen Widerstande frische Kraft. Er hielt sich auf einer Linie, die ungefähr östlich von Ilow am Einflusse der Bzura in die Weichsel begann, dann südlich nach Sochaczew, südwestlich nach Lowicz über Glowno verlief, dann östlich Lodz hinter Nowosolna vorbeiführte und sich dann wieder südsüdwestlich bis Piotrkow zog. In dem eben wieder durch das Tauwetter frischgelockerten Boden entstanden da wieder Schützengräben hinter Schützengräben, Drahtverhaue, verdeckte Batteriestellungen, und es drohte die Gefahr, daß der Krieg, der hier doch ein Bewegungskrieg sein sollte, ein Stellungskrieg ähnlich dem auf dem westlichen Kriegsschauplatze werden würde, der uns nicht erwünscht sein konnte. Mit Überflügelung des Gegners war nun nichts mehr zu wollen, er mußte im Frontalangriff gepackt und geschlagen werden, und es gelang prächtig. Der Feind wurde geworfen. Auf der ganzen Linie ging es voran.

Wir sind in jenen Tagen wiederholt zu unsern Truppen hinausgefahren, um ihre Kämpfe und ihre Stellungen zu besehen. Wir konnten dabei schon am Bau der Schützengräben feststellen, daß von uns nicht das Halten einer Stellung, sondern daß ein Angriff geplant war. Unten in Südpolen, wo sie zu Defensiv-

zwecken gebaut waren und die Mannschaften wochenlang bergen mußten, da waren die Gräben wunderhübsch eingebaut und mit Geschick wohnlich gestaltet. Hier oben waren sie primitiv, nächtlich in Eile aufgeworfen, dazu bestimmt, möglichst rasch wieder verlassen zu werden. Und nun sind sie schon verlassen. Auf der ganzen Linie geht es vorwärts, die Russen sind zum Weichen gezwungen, wir folgen ihnen nach.

* * *

Die Landstraße ist schmierig und schokoladenfarben. Tauregen rieselt unaufhörlich hernieder, Pferdehufe und Autoräder zermalmen die Krusten der festgefrorenen Furchen zu einem dicken, klebrigen Bande, das auseinanderspritzt, wenn die Wagen in schneller Fahrt es zerschneiden, um gleich wieder zur selben täuschenden Fläche zusammenzufließen. Dann gibt es plötzlich tiefe Löcher. Frischer, lockerer Sand ist aufgewühlt, rötlich leuchtet er aus dem graubraunen Einerlei. Der Feind hat die Straße eben unter Feuer genommen, deren Lauf er zwar nicht selbst sehen kann, da ein Hügel zwischen ihr und den feindlichen Beobachtungsposten liegt. Was aber bedeutet das eigne Auge, was bedeuten schützende Wälder und trennende Berge für die modernen Waffen der Fliegeraufklärung und der auf unsichtbare Ziele schießenden Artillerie? Man kennt die Straßen aus den eignen Karten, man weiß, welches die Anmarschrichtung des Feindes sein muß. Man vermutet, daß jetzt jede Straße mit Kolonnen und Stäben reichlich versehen sein wird, und so streut man auf gut Glück hinüber. Es muß nicht jeder Schuß ein Treffer sein, und er kann doch Zweck haben, sei es auch nur den, den Feind dauernd in Atem zu halten, seine Aufmerksamkeit anzuspannen, seine Ruhe zu stören, seine Nerven zu peinigen. Denn das ist der Zweck des modernen Artilleriegefechts. Man kann bei einer Festung Wälle und Panzertürme damit zu Klumpen zusammenschießen, man kann in der Feldschlacht Schützengräben und verdeckte Stellungen der Artillerie damit zerhauen und den Aufenthalt dort unmöglich machen. Man

kann sogar, wenn auch selten, in anstürmende feindliche Mengen den tödlichen Geschoßhagel senden und Angriffe dadurch in sich zusammenbrechen lassen. Aber das wichtigste ist doch die Erschütterung des feindlichen Nervensystems.

Man liegt sich tagelang gegenüber in den Schützengräben, ohne daß etwas passierte, weil die Vorsicht außerordentlich ist. Erst in der Dämmerung, in der Nacht, wenn die Dunkelheit alles gespenstisch vergrößert, wenn die Stille die Geräusche verdoppelt und verdreifacht, wenn die menschliche Gewöhnung nach Ruhe verlangt, erst dann kommen die Angriffe. Man beschießt sich tage- und wochenlang mit den schwersten Kalibern. Nicht weil man glaubte, daß selbst Volltreffer den Gegner allein zum Weichen brächten, dessen weit auseinandergezogene Linien doch nur geringe Verluste erleiden, sondern weil man mit der allmählichen Abnahme der geistigen und körperlichen Kräfte rechnet, wenn das tiefe Brummen, das donnergleiche Tosen, das helle Knallen und ewige Heulen und Sausen der Lüfte durch Tage und Nächte kein Ende nimmt. Eine Stellung ist nicht erschüttert, wenn die Schützengräben ein paar Löcher haben, aber sie ist sturmreif, wenn die Menschen darin nicht mehr die alten sind. Die Vorbereitung dazu, das Erzwingen der Sturmreife, das ist Sache des Artilleriegefechts. Wir haben es erlebt, daß der russische Gegner mit einer Zähigkeit und Härte die hintereinander liegenden Gräben verteidigte, die uns staunen machte. Aber dann mit einem Male gab es Tausende von Gefangenen aus den Reihen dieses eben noch so tapferen Feindes. Da war der feste Glaube an die Schützengräben und die Drahtverhaue urplötzlich geschwunden, da war der geistige Zusammenhalt, war der Nervenapparat eines großen Haufens auf einmal zerrissen. Man wird in späterer Zeit Untersuchungen darüber anstellen, welche Wirkungen deutsche Schulbildung, deutsche Sozialpolitik, die deutsche Fürsorge im allgemeinen auf die Disziplin und Schlagkraft des Heeres ausübten. Und man wird dann zu dem Schlusse kommen, daß diese an und für sich gar nicht mili-

tärischen Dinge das entscheidende Wort beim endgültigen Siege mitsprechen.

Die von den Geschossen zerwühlte Straße führt langsam bergan. Hinter Häusern und Bäumen liegt verdeckt ein Stab. Einige Feldküchen verteilen ihre Kost an Munitionsstaffeln und Kolonnen. Durch ein Gehöft ist eine Granate gefahren und hat vier Kühe im Stalle getötet. Die Luft hallt und erzittert von der Kanonade. Soweit das Auge blickt, sind unterhalb der Berghöhen Batterien aufgefahren, um darüber hinweg die unsichtbaren Stellungen des Feindes zu beschießen, schwere Haubitzen und leichte Feldkanonen. Drüben auf der andern Seite der Hügelkuppe liegen die Beobachtungsstände und die Schützengräben, die der feindlichen Infanterie den Zugang wehren. Es besteht wenig unmittelbare Gefahr für die Geschütze selbst, sie sind auch verhältnismäßig ungedeckt, nur leichte Erdwälle sind rings um jedes Geschütz aufgeworfen. Ohne Unterlaß hallen die Kommandos über die Felder, einzelne Schüsse und Rollsalven wechseln. Wir stehen bei den schweren Haubitzbatterien. Fürsorglich hat man uns Watte in die Ohren gestopft, aber der Kopf saust doch von dem ungeheuren Klange. Die Luft ist frisch und rein geworden. Wenn die schweren Geschosse das Rohr verlassen, so kann man sie mit bloßem Auge lange verfolgen. Zischend und heulend durchschneiden sie die Luft, bis sie ihre höchste Höhe erreichen, und erst wenn sie anfangen sich zu senken, gehen sie dem Blicke verloren. Die Berge werfen das Echo der Schüsse zurück, und zwischenherein kommt aus weiter Ferne der dumpfe Ton des Aufschlagens herüber. Aber der Feind ist nicht untätig. Er kann ungefähr vermuten, wo die Artilleriestellungen stehen, und da er es nicht sicher weiß, so sucht er das ganze Gelände mit Geschossen ab. Jetzt eben steigen einige hundert Meter zur Linken mächtige Säulen aus dem schwarzen Ackerboden auf, gleich darauf noch ein paar in der gleichen Gegend. Zur Rechten platzen andre im Felde, kaum zwanzig Schritt von der Straße entfernt, wo unsre Kraftwagen halten und noch einige Herren stehen. Aber die

Erde ist weich, die Geschosse wühlen sich ein, der Umkreis ihrer Sprengwirkung ist nicht so stark, als wenn Frost die Erde gehärtet hätte und ihre einzelnen Teile nun so gefährlich wie Steine umherspritzen ließe.

Ein Surren von Motoren läßt uns aufschauen. In großer Höhe macht einer unsrer Flieger seine Schleifen und erkundet die feindliche Stellung. Aber kaum ist er da, als auch schon mit hellem Knalle die Schrapnells in der Luft platzen. Kleine weiße Wölkchen bleiben einen Augenblick am Himmel stehen, man duckt sich etwas hinter die Schutzschilde der Haubitzen. Oben zieht der Flieger unbeirrt seine Kreise, und das kleine Wölkchen wird vom Winde in alle Teile zerrissen. Aber man trifft ja keinen Flieger mit einem einzigen Schrapnellschusse, nur ein Zufallstreffer wird ihn zum Niedergehen zwingen, und diesem möglichen Zufalle muß man viel Munition opfern. So werden aus der einen weißen Wolke bald mehr. Man muß schon schreien, wenn man sich verständlich machen will. Das Gefecht hat seinen Höhepunkt erreicht, das eigne Schießen und der Einschlag der fremden Granaten verursachen einen Höllenlärm. Klagende, klirrende Töne steigen auf, schwellen an und verhallen leise. Die Luft bebt, als ob Riesenpfeile sie durchschnitten und durchschwirrten. Und dann verbinden sich die vielen singenden und sausenden Töne zu einem Ganzen, zu einem einzigen Beben und Rauschen. Schwer schallen die Schläge der Geschosse dazwischen. Man schließt die Augen und läßt das alles auf sich einwirken. Nicht einen Augenblick empfindet man Furcht. Die Kanoniere hier neben uns haben sie ja auch nicht. Sie schreiben rasch freundliche Grüße nach der Heimat auf eilige Feldpostkarten, um die gute Gelegenheit unsrer Anwesenheit zu benutzen, und dazwischen laden und schießen sie. Und dazwischen erzählen sie auch vergnügt und guter Dinge von ihren Erlebnissen oder bringen einen Ausbläser herbei, den sie mit vieler Mühe wieder zusammengesetzt haben. Gewiß, man ist seines Lebens nicht sicher hier, der streuende Geschoßregen kann auch einmal hierherkommen, wie er dahin und wie er dorthin

trifft. „Wir haben die Nerven dazu, sie sollen nur schießen, so lange sie wollen." Ein einfacher Kanonier sagte es leichthin, und er traf das Richtige damit.

Uns brachte der Kraftwagen nach ein paar Stunden wieder zurück. Wir hatten die Batterien gesehen, wir waren vor zu den Beobachtungsstellen gegangen, um durch das Glas die eignen und die fremden Schützenketten zu sehen. Aber wir erlebten keinen Angriff, keinen eigentlichen Kampf. Alles lag wachsam und still hinter den Deckungen, abwartend, bis das Dunkel käme, bis des Gegners Mut und Kraft gebrochen sein würde.

6. Die Höhe 260

Die ganzen Tage über hatte man in Lodz das dumpfe Rollen des Kanonendonners gehört und hatte den Gesichtern der Einwohner die Beklommenheit angemerkt, in der sie schwebten. Nun eines Nachts verstummte plötzlich das Donnern, und mit Windeseile durchlief das Gerücht die Stadt: die Russen haben ihre Stellungen geräumt, sie sind zurückgegangen! Da fuhren wir wiederum hinaus, um die Stellungen anzusehen. Es lockte uns, jene berühmte Höhe 260 (siehe Kartenskizze S. 82) in Augenschein zu nehmen, die hinter Nowosolna lag und auf die unsre gesamte Artillerie tagelang gefeuert hatte, um sie sturmreif zu machen, bis sie dann in zweitägigem Angriff genommen worden war, unter großen Opfern zwar, aber in eimem frontalen Sturmangriff, der eine glänzende Leistung der Truppen darstellte.

In der Nacht hatte er begonnen und den ganzen Tag über gedauert, dann waren die schier uneinnehmbaren Höhen trotz all ihrer Verhaue und Drahthindernisse und der terrassenförmig übereinanderliegenden Schützengräben in unsern Händen. In der Nacht zogen die Russen in Eilmärschen ab, während sie aus den Schützengräben zur Deckung ihres Rückzuges ein dauerndes Feuer unterhielten. Aber schon folgen wir ihnen. Schon schieben sich,

mächtigen Schlangen vergleichbar, Kolonnen und Wagen auf allen Wegen nach vorn auf Skierniewice, auf Rawa zu, den Feind zu fassen, wo er wieder halt macht.

Die Russen sind äußerst geschickt in der Anlage von Gräben, in der verdeckten Unterbringung der Schießscharten, dem Einbau der Maschinengewehre. Etwas, was sofort auffiel, war das Herumliegen von Konservenbüchsen, von Brot, von Kartoffeln. Man spricht so oft gedankenlos das Wort von der angeblich durchweg schlechten Verpflegung der russischen Truppen nach, von den Jammergestalten der Gefangenen und Überläufer, die halb verhungert seien. Nach allem, was ich bisher sah, kann ich nur sagen, es ist wenig Wahres daran. Man schmälert durch solche Gedankenlosigkeit nicht nur die Tapferkeit des Feindes, sondern auch die der eignen Truppen, die gegen ihn zu kämpfen haben. Überläufer werden immer behaupten, daß nicht Feigheit, sondern ungeheure Wirkung der feindlichen Artillerie oder Hunger sie angetrieben habe. Das wird man aber nicht glauben, wenn man die vielen Gefangenen sieht, die in ihren prachtvollen Mänteln meist ordentlich und sauber daherkommen, wohlgenährt, nicht um ein Haar schlechter, struppiger, verwilderter aussehend als auch unsre Leute, die seit Wochen und Monaten dieses Hundeleben der Schützengräben zu leben haben. Es mag an manchen Stellungen der russischen Front vorkommen, was auch bei uns sicherlich vorkommt, daß die Verpflegung mangelhaft ist, aber allgemein kann das, für die jetzigen Kämpfe wenigstens, nicht gesagt werden. Jüngst, als uns ein Brigadegeneral durch unsre eignen Schützengräben begleitete, da sprach er mit seinen Leuten. Die in der Reserve standen, lagen in den großen Unterständen beim Kerzenschein verhältnismäßig behaglich und sangen zur Mundharmonika. Die andern aber, vorn an der Front, hundert Meter vom Feinde weg, standen den Tag über gebückt in den Gräben, und niemand konnte vor oder zurück oder gar aufrecht gehen oder durfte laut sprechen, wollte er nicht das Feuer der feindlichen Scharfschützen auf sich lenken. In der Dunkelheit gingen Leute zurück, um das



Ein Waldfriedhof



Von den Pionieren für ein Feldlazarett erbaute Liegehalle aus Birkenholzästen und Stroh



Polnisches Bauernhaus im Winter mit Reisigschutz
gegen Wind und Wetter



Ein abgebrannter Stadtteil in Glowno

warme Essen aus der Feldküche zu holen. „Ist es auch gut gekocht?" fragte der General die Leute, die das bejahten. „Ist es aber auch reichlich genug?" — „Es könnte schon ein bißchen mehr sein," meinte da einer freimütig, und die andern stimmten heiter zu. Satt wird eben der Feldsoldat bei der frischen Luft und dem anstrengenden Dienst in den Gräben überhaupt nie, aber er leidet deshalb noch keinen Hunger. So wird es bei den Russen auch sein. Übrigens mag hier auch einmal auf das Märchen hingewiesen sein, russische Granaten seien mit Sand gefüllt gewesen. Alle Offiziere, die ich sprach, wußten nichts dergleichen. Es ist wohl einmal ein „Ausbläser" gekommen, also eine Granate, bei der vorn der Zünder mit dem Inhalt herausflog, ohne daß der Mantel explodierte; dieser wühlte sich in den Sand ein, und ein Soldat brachte das so gefüllte Geschoß herbei. Das war und wurde dann die „bekanntlich" mit Sand gefüllte russische Granate. Und solche Märchen gedeihen gut und sind schwer zu zerstören.

Grauenhaft sah es oben auf der Höhe 260 aus, um die der Hauptkampf getobt hatte. Der Acker bestand nur aus Löchern, und an vielen Stellen sah man, wie die Volltreffer in die Schützengräben hereingeschlagen waren und wie man die Zerstörungen rasch und notdürftig ausgebessert hatte. Die ganze Höhe glich einem Sieb, so durchlöchert war der Boden von den Geschossen, so zerwühlt die Erde. Da standen noch die Drahtverhaue, und man sah auch die Wolfsgruben drunten in der Talmulde. Die Russen müssen hier entsetzliche Verluste gehabt haben. Unsre Sanitätskompagnien arbeiteten schon seit gestern daran, die Toten zu bergen, nachdem die Verwundeten längst weggebracht waren. Vielfach legte man die toten Russen einfach in die Schützengräben und schüttete sie wieder zu. Ringsum standen Kreuze, auf die einfachste Weise aus zusammengebundenen Latten gezimmert. „Hier liegen 53 Russen" stand auf einem, „hier liegen 11", „hier ruhen 30" hieß es auf andern. Hier und dort lagen noch die Leichen herum, denen man jetzt die letzten Massengräber bereitete.

Ärzte ritten über das Feld und gaben Anweisungen, Soldaten sammelten die ungeheuren Vorräte an Bekleidungs- und Ausrüstungsstücken, die herumlagen. Gewehr- und Maschinengewehrmunition war überall verstreut, Handgranaten gab es, die auf Stiele wie Speere montiert sind. Oben auf der Höhe stand eine russische 15,5-Zentimeter-Haubitze, der zwei Volltreffer die Zielvorrichtung und die Lafette zerstört hatten. Im Rücken rauchten noch die Trümmer von Häusern, in die schon die jammernden Besitzer wieder zurückkehrten, um noch zu retten, was sie konnten. Drüben jenseits der Höhe an der Straße ging ein Bauernhaus in Flammen auf, in dem noch Russen verborgen gelegen hatten. Während unsre Kolonnen daran vorbeifuhren, zeigte das Knattern im Innern, daß reiche Munitionsvorräte darin verborgen gewesen sein mußten. Auch in dem dahinter liegenden Wald hatten schwere Granaten die Bäume geknickt, ein wildes Durcheinander von Ästen und Stämmen deckte den Boden. Da lagen die noch ungeöffneten Briefe der Angehörigen übers Feld zerstreut und zerflatterten im Winde. Brote und Kartoffeln sahen aus dem Stroh heraus, Munitions- und Konservenkästchen, zerschlagene und ganze Gewehre, Tornister. Und das alles zerfetzt und blutig. Still taten die Leute von der Sanitätskompagnie, die schon an derartige Anblicke gewöhnt sind, ihren Dienst.

7. Schlachten schlagen und Siege feiern

(Nach dem Siege von Lodz)

Vom ersten Siege bei Lagarde, mit seinen sechshundert Gefangenen an, der ja wohl heute nur noch die Erinnerung an die erste große fieberhafte Spannung ist, bis über Tannenberg hinaus habe ich den Siegesjubel in der Heimat miterlebt. Ich habe es so im Gefühl, als ob das Feiern der Siege bei der

Masse immer mehr Sensation geworden sei. Man nimmt das ewige: „In den Argonnen wurde ein Stützpunkt gewonnen", „Französische Angriffe brachen blutig zusammen", „In Polen ist die Lage unverändert" ungeduldig Tag für Tag hin, und man feiert dann den Sieg als etwas Großes, Aktuelles, als dramatischen Höhepunkt. Man hat darauf gewartet wie auf etwas Selbstverständliches. Nun ist es da, nun löften sich der Jubel und die Begeisterung.

In unsre Weltabgeschlossenheit hier, in der man von den Geschehnissen auf dem Weltmeere, in Frankreich und in Flandern wenig erfährt und nur von den Bewegungen des einen Gefechtsabschnittes beherrscht wird, brachte jemand direkt aus Berlin die Nachricht, wie sie in der Heimat den Sieg von Lodz mit tosendem Lärm feierten. Wie farbige Flaggen Berlin schmückten und die Menge sich in den Straßen staute, die Wirtshäuser füllte, wie sie vor das Schloß zogen, um die Ansprache des Kaisers zu hören, wie auch Hindenburg sich vor Fackelzug und Jubelstürmen nicht schützen konnte. Wie seltsam solche Kunde hier auf uns wirkt! Die Gedanken eilen zu dem Sieger dieser Schlachten, dem Generaloberſten v. Mackensen, der mit seinem Stabe in einem kleinen polnischen Landstädtchen haust, in dem Elend und Armut, Schmutz und Unrat jede Regung des Wohlbehagens oder gar der Freude unterdrücken, inmitten einer Bevölkerung, die furchtsam und verschüchtert, bestenfalls denkfaul und indolent, oft aber auch feindlich und hinterhaltig ist; und die Gedanken fliegen weiter vor zu den eigentlichen Siegern, zu unsern Truppen in die Schützengräben und Unterstände!

Kälte wechselte mit Regen in all den Wochen. Wind und Wetter rissen peinigend an den Nerven. Die feindlichen Geschosse hämmerten Tag und Nacht. In den Unterständen lagen sie frierend und unter Entbehrungen. Am frühen Morgen, noch in der Dämmerung, brachte man ihnen den halbwarmen Kaffee, und erst in der dunkelnden Nacht gab es wieder Essen aus der Feldküche. Denn wer sich bei Tag über den Wällen der Gräben zeigte, den

traf die unbarmherzige Kugel feindlicher Scharfschützen. Und aller Humor und Erfindungsgeist erstarben vor der entsetzlichen Plage der Flöhe und Läuse. Sie schrieben nach Hause Feldpostbriefe und schilderten ihr Leben in bunten Farben, um die Lieben in der Heimat zu beruhigen, und sie litten schweigend draußen in den Erdhöhlen, die sie „Villen" nannten und mit Namen tauften. Dann war es endlich genug des sausenden Dröhnens und Donnerns der Geschosse, und es wurde der Sturm befohlen. Da durchrannen neue Ströme der Begeisterung die geschwächten Körper, die Nerven hatten plötzlich Nahrung, die zerschlagenen Glieder reckten und dehnten sich, und sie schnellten heraus aus den Gräben, heran an den Feind. Blutig und entsetzlich war der Kampf mit dem Bajonett, Tag und Nacht währte der Kampf, dann waren die Höhen genommen, der Feind wich und floh, der Sieg war errungen.

Am Abend bezahlen sie die Zeche, wie man das nennt. Da treten sie stumm heran und bringen die kleinen unscheinbaren Blechmarken, die sie den gefallenen Kameraden abgenommen haben. Wehmütig ruhen ihre Augen darauf, und sie murmeln wohl, wenn sie die Totenmarken hinreichen, damit die langen und endlosen Listen gefüllt werden, ein trauriges: „Nun hat es ihn auch." Ihre Augen füllen sich mit Tränen, wenn sie der hellen, treuen, großen Kameradschaft gedenken, die der Krieg erweckt hat. Man lag monatelang zusammen im Stroh, man sprach von Weib und Kind, von der Heimat, von dem großen Sehnen. Viele, die grobe, kräftige Männer zu Hause und die noch jetzt harte furchtlose Kämpfer in der Schlacht waren, wurden weich und kindlich rührsam, wenn der unerbittliche Tod durch die Reihen zog und das warme Leben der Kameraden abschnitt. Nichts dämpfte im Kampf ihr Hurrageschrei, nichts hemmte ihren wuchtigen Siegeslauf. Aber am Abend, nach dem Siege, da erschlafften die Körper und da sprachen die Herzen. Draußen füllte ein Stöhnen und Wimmern die Luft, und die kleinen roten Bächlein rannen unaufhaltsam aus Herz und Brust in den polnischen Sand, der sie

so gierig schluckte. Kreuz über Kreuz, Grab über Grab erstand um die Schützengräben und an den Hügeln. Zwischen den rauchenden Trümmern der verbrannten Höfe, über die zerstampften und zerwühlten Furchen der Äcker irrten gebeugt und ausgehungert die einstigen Bewohner, halb tot vor Elend und Hunger. Und ein langer, endloser Zug schlich von den Feldern zurück der Heimat zu. Bleich und hohläugig wankten sie an Stöcken ihre Straße und stützten sich gegenseitig. Müde, so entsetzlich müde, schleppten sie sich ihre Straße, da wo die weggeworfenen Waffen und die dicken, aufgedunsenen Leiber der toten Pferde den Weg wiesen. Und die Wunden bluteten weiter und röteten die weißen Verbände, und ihre Blicke waren geistesabwesend, erstarrt, fremd, weil sie das Grauen der Schlacht gesehen hatten.

Die Kameraden jedoch, die das heile Leben gerettet, stürmen weiter vom Sieg zu neuen Kämpfen. Der Regimentsbefehl sagt ihnen, daß es ein Sieg war, die eigne Erkenntnis zeigt ihnen, daß die Stellungen des Feindes genommen sind, sie kennen jeder für sich die Zahl der Gefangenen in ihrem Gefechtsfelde, aber der Sinn des großen Ganzen, das Wissen vom allgemeinen Wert ihres Erfolges bleibt ihnen versagt. Sie folgen dem weichenden Feind, sie graben von neuem die Gräben, sie leben wieder und immer wieder das Leben von Höhlenbewohnern, und dann kommt wieder der Befehl zum Sturm, und neue Kraft durchrinnt ihre Adern. Ihre Reihen sind gelichtet, neue Kameraden kommen ... So geht das seinen blutigen Gang bis zum endlichen Sieg, bis zum ersehnten Frieden. Der muß es ihnen lohnen, so sprechen sie es aus, und der muß erweisen, was das Blut ihrer Kameraden für die Heimat wert war.

Denkt, wenn ihr in berechtigtem Stolz die Siege feiert, auch an diejenigen, die die Schlachten geschlagen haben. Dämpft euren Jubel, mäßigt eure Zungen und laßt die Herzen ruhig schwer sein, wenn die Bilder des Krieges sie erfüllen. Der Schritt des Schlachtengottes ist fürchterlich und grausam. Sein Fuß tritt

breit und schwer über das arme Land, er zermalmt die Menschenleben wie der Mühlstein die Körner. Und der Sieg, den ihr feiert, lärmend, lustig vergnügt, im Wirtshause bei Musik und mit Frohsinn, er sah die blutigen und zerfetzten Körper eurer Brüder. Denkt an die Schrecken der Schlachten, wenn ihr die Siege feiert!

8. Stille Arbeit

Mit den ersten deutschen Truppenteilen rückte in den Anfangstagen des Dezember auch eine deutsche Gesundheitskommission, bestehend aus vier höheren Ärzten, in die Stadt ein. Sie war schon lange vorher für diesen Zweck bestimmt und vorbereitet worden. Denn in dem bisherigen Hauptquartier der Armee Mackensen, in Lencyca, war die Cholera ausgebrochen, es waren einige vierzig Fälle konstatiert worden, und es hatte der angestrengtesten und opferwilligsten Arbeit der Ärzte bedurft, die Seuche einzudämmen und im Entstehen zu unterdrücken. Die Cholera war nicht etwa epidemisch aufgetreten, sondern nur in einzelnen weit verstreuten Quartieren. Um so mehr war man berechtigt, anzunehmen, daß sie durch hier im Quartier liegende russische Truppen eingeschleppt worden war, und man schloß daraus, daß sie wohl im Zentrum der russischen Stellung, in Lodz, im russischen Heere noch viel mehr verbreitet gewesen sein müsse. Also ließ man mit den ersten Truppen gleich die Vortruppe der deutschen Wissenschaft einmarschieren, jener deutschen Wissenschaft, die in diesem Weltkriege Leistungen von unbeschreiblicher Größe und glücklichem Erfolge zu verzeichnen hat. Unter keinen Umständen durfte ja Lodz, die wichtigste Basis für unsre künftigen Operationen gegen den russischen Gegner, zum Herde von Epidemien werden, die unser Heer lahmlegen konnten und uns anstatt der Sorge gegen den äußeren Feind eine wirkliche lastende Sorge über solchen inneren Feind auferlegt hätten. Wir durften auch unter der Bevölkerung keinerlei Seuchen entstehen lassen,

denn bei der engen Berührung von Bevölkerung und Truppen, bei dem engen Zusammenwohnen in Massenquartieren wäre damit ohne weiteres eine große Ansteckungsgefahr gegeben gewesen. Um es vorweg zu sagen: Die Furcht vor der Cholera war unbegründet! In den ersten Wochen wurde trotz vieler „Verdachtsfälle" nicht ein einziger wirklicher Cholerafall festgestellt, und obgleich einige ganz Wagemutige das nicht so ganz ungern gesehen hätten — es gibt ja eine beträchtliche Cholerazulage für Offiziere und Mannschaften in Orten, in denen die Cholera eine besondere Lebensgefahr mit sich bringt! —, weigerten sich die Ärzte natürlich standhaft, eine Seuche zu entdecken, die nicht da war. Erst später, nach einigen Wochen, wurden meines Wissens im ganzen vier Fälle wirklicher Cholera konstatiert. Die Anmeldepflicht und das gute Arbeiten der einheimischen Bezirksärzte ermöglichte es in dieser Zeit, die Erkrankten sofort zu isolieren. Die Fälle waren wahrscheinlich von außerhalb eingeschleppt. Sonst aber war Lodz von Epidemien und Seuchen frei und blieb es.

Immerhin war die Gesundheitskommission nun nicht überflüssig und blieb nicht untätig in Lodz. Lodz, die Riesenindustriestadt von über einer halben Million Menschen, besitzt ja weder Wasserleitung noch Kanalisation, wie sie überhaupt unter russischer Verwaltung eine Stadt ohne eignes Verwaltungs- und vor allem ohne Selbstverwaltungsleben gewesen ist. Sie gehörte zum Gouvernement Petrikau, und dort saß die erste Stelle, die eine Hemmung und Beschränkung aller Selbstverwaltungswünsche war. War aber dort mit großen Mühen und Kosten etwas durchgesetzt, dann gingen die Akten erst noch nach Petersburg, und dort ruhten unter anderm auch seit zwölf Jahren die Pläne für eine allgemeine Wasserleitung. Es fehlt dem Mittelpunkte der polnischen und deutschen Intelligenz, dem Brennpunkte der jungen Industrie, keineswegs an Verwaltungstalenten und Organisatoren. Aber man ließ sie nicht arbeiten, und man legte ihnen Schwierigkeiten in den Weg, wo es nur eben ging. Es kommt dazu, daß der Russe als solcher eben kein wirtschaftlicher Rechner ist. Wir

legen im allgemeinen Fernsprechleitungen aus Kupferdraht an, der Russe hat in ganz Polen durchweg Anlagen aus Eisendraht. Beim deutschen Verfahren sind die Anlagekosten höher, aber die Drähte sparen Strom und arbeiten besser, beim russischen Verfahren sind die Anlagekosten geringer, aber das Arbeiten geht viel schwerer, die Verständigung ist schlechter. Das unwirtschaftliche Sparen bei der ersten Anlage ist typisch für die russische Verwaltung, und auch typisch für Lodz. Jedes Haus in Lodz hat seinen eignen Brunnen, von dem aus das Wasser in ein Sammelbecken unter das Dach gepumpt wird, um durch den Druck von oben dann eine Rohranlage durch das ganze Haus hindurch zu speisen. Die einmalige Ausgabe ist hier sogar verhältnismäßig groß. Aber sie wird ohne weiteres in einen Hausbau eingerechnet, und es fällt später ein regelmäßiger Wasserzins fort, der bei großen Fabriken und Anlagen natürlich recht erheblich wäre. Also sind gerade die großen Fabrikherren und reichen Leute, die eigne Brunnen besitzen, gegen eine allgemeine Wasserleitung gewesen, die ihnen eine soziale Spielerei und eine zu teure Spielerei erschien. Über die Hauswasserleitungen und die Reinlichkeit der Sammelbecken gibt es merkwürdige Erzählungen und Schilderungen in Lodz, die man nach dem allgemeinen Aussehen der Stadt nicht ohne weiteres in den Bereich der Fabel verweisen möchte. Denn schlimmer als diese Stadt von über fünfmalhunderttausend Menschen aussah, als wir sie betraten, sieht schließlich auch kein noch so entlegenes Chinesendorf aus. Die harte, klebrige Schmutzkruste, die alles überzieht, ist um so auffälliger, als natürlich auch Anzeichen der Pracht und des Wohllebens, besonders bei vielen der reichen Fabrikherren, nicht fehlen. Der Gegensatz ist da schlimm. Aber im ganzen ist die Stadt nüchtern und freudlos. Es gibt nicht eine einzige öffentliche Brunnenanlage, es gibt kaum einen Baum im Innern der Stadt, da sind nur Fabrikkasernen, rote Backsteinmauern mit Eisengittern und davor mißverstandene Herrschaftspaläste. Und mitten zwischen den hohen Bank- und Geschäftshäusern auf der

endlos langen Petrikauer Straße stehen elende, schmutzige Holzhütten an den belebtesten Zentren des Verkehrs. Es fehlte bei dem Wachstum der Stadt gänzlich ein städtebautechnischer Verstand, es fehlte ein leitender Kopf und ein Selbstverwaltungswille.

Die Vornahme von Stichproben über die Güte der Wasserleitung, vor allem in den als Lazarette benutzten Schulen, in den Hotels und andern öffentlichen Gebäuden, blieb als Aufgabe kommender Tage. Vorderhand hieß es erst einmal die Stadt säubern und russische Erinnerungen beseitigen! Der russische Magistrat war beim Einzug der Deutschen verschwunden. Die Stadtkasse wies einen Betrag von siebenundfünfzig Rubeln auf, das übrige Geld war dazu benutzt worden, den städtischen Beamten ihren Gehalt auf drei Monate im voraus zu bezahlen. Worauf sie natürlich alle nach rückwärts verduftet waren! Die ganze Verwaltung lag nun in den Händen einer Bürgermiliz, die zunächst ungezählte Tausende von freiwilligen Mitgliedern zählte, und die durch allerhand Revier- und sonstige nationale Streitereien in ihrer Wirksamkeit etwas beschränkt wurde. Immerhin konnte und mußte man auch auf dem Gesundheitsgebiete mit ihr zusammenarbeiten. Die peinliche Reinigung der Straßen und Plätze wurde angeordnet, aus den tiefen Rinnsteinen mußte der Schmutz vieler Monate sorgfältig entfernt werden, und dann wurden sie mit Kalk ausgestrichen, um einmal eine gründliche Desinfektion vorzunehmen. Die Stadt war schon zur Russenzeit in zehn Bezirke eingeteilt, deren jedem ein Bezirksarzt vorstand. Diese Herren zog man heran, um eine Meldepflicht für ansteckende Krankheiten durchzuführen und um die in allen üblichen Sprachen abgefaßte Warnung vor der Cholera und vor andern ansteckenden Krankheiten in der ganzen Stadt anschlagen und überall bekannt werden zu lassen. Im Rathause, einem der am meisten verwahrlosten Gebäude der ganzen Stadt, wurde ein zwar vorhandenes, aber höchst unvollkommenes und sicherlich bisher ganz arbeitsunfähiges bakteriologisches Institut gesäubert und neu hergerichtet, der beratende Hygieniker bei der Armee, ein Tübinger Universitäts-

professor, schlug hier mit seinen Hilfskräften sein Heim auf, um wissenschaftliche Untersuchungen durchzuführen. Eine Aufnahme der Bestände in den einzelnen Apotheken ergab das Vorhandensein reichlicher Vorräte, von denen die zurückgebliebenen russisch-polnischen Instanzen anscheinend selbst nichts gewußt, oder die sie zu verheimlichen versucht hatten. Auch der Kampf gegen die maßlose Spekulation in Lebensmitteln, gegen die Zurückhaltung von Getreide und Mehl, Zucker und andern Dingen, sowie die Sorge um die Heranschaffung neuer Vorräte fiel zum Teil in das Arbeitsgebiet der Gesundheitskommission. Denn von den Wirkungen des Hungers und der Epidemien, von der Wirkung auch der Kälte der feuchten Wohnungen legt der mächtige Friedhof von Lodz ein beredtes Zeugnis ab. Allein zweitausend Kinderleichen sind in den letzten sechs Monaten dort beigesetzt worden!

Ich fand Gelegenheit, in den ersten Tagen nach unsrer Besetzung der Stadt unter Leitung eines deutschen Militärarztes das Deutsche Gymnasium zu besichtigen, in dessen großen und schönen luftigen Räumen das russische Rote Kreuz ein Lazarett eingerichtet hatte. Der Prosektor der Petersburger Frauenklinik war der Leiter, und man hatte ihm auch nach der Besetzung der Stadt die Leitung belassen in Anbetracht der Tatsache, daß hier für die deutschen Verwundeten ebensogut wie für die Russen gesorgt worden war. Es sollen im ganzen etwa sechsundzwanzigtausend Verwundete in Lodz zur Russenzeit gelegen haben, andre Schätzungen sind noch viel höher, und es ist sicherlich eine anerkennenswerte Leistung der russischen Verwaltung und des Transportwesens gewesen, all diese Verwundeten bis auf wenige Hunderte bei der Räumung der Stadt wegzuschaffen. Im wesentlichen lagen auch zur Zeit, als wir das Lazarett besichtigten, russische Schwerverwundete hier, und auch russische Leichtverwundete, die von uns gefangen und mit in die Stadt hineingebracht worden waren. Es war seit fünf Tagen bereits an der Säuberung des Lazarettes gearbeitet worden. Aber wie sah es noch aus! Vom Hofe der Anstalt, wo unter einem Zelte seit vielen Tagen die

Leichen der Gestorbenen noch unbeerdigt herumlagen, bis zum Dachstuhl, der mit blutiger und verunreinigter Wäsche sowie mit beschmutzten Uniformstücken vollgestopft war, gab es da eine einzige große Unordnung. Es war vielleicht dreimal soviel Pflegepersonal da, wie man gebraucht hätte, aber mit einer oder zwei Ausnahmen schien es nicht sonderlich viel zu taugen. In den Sälen lagen Brotreste, Eßgeschirre, Blutlachen, alles in wirrem Durcheinander. Man hatte einfach Sägemehl gestreut, um Verunreinigungen zu verdecken. Typhuskranke lagen mitten zwischen Verwundeten, es fehlte jede ordentliche Desinfektionsmöglichkeit, zudem wurde die Wäsche irgendwo in der Stadt gewaschen, und Leute, die Essen brachten und Wäsche holten, gingen aus und ein, als ob nicht ein einziger ansteckender Kranker hier läge! Es war ein wahres Wunder zu nennen, daß hier noch nichts passiert war. Sofort wurde die Schließung für den allgemeinen Verkehr angeordnet, ein deutsches Feldlazarett wurde etabliert, um die Aufsicht zu übernehmen, zähe und mit unbeugsam hartem Willen wurde auch hier der Kampf gegen den russischen Feind des Schmutzes und des Schlendrians aufgenommen, der zumeist noch schlimmer ist als der bewaffnete Gegner.

Später sah ich auch die Anlage der russischen Manufakturschule, die gleichfalls ein russisches Lazarett gewesen war und aus der wahre Berge von Schmutz und Unrat, viele Hunderte von Wagenladungen entfernt werden mußten, um Gänge und Stuben ordentlich sauber zu kriegen. Ein deutsches Feldlazarett war dort tätig und wartete darauf, daß das Kriegslazarett, das für derartige große Anstalten natürlich ganz anders eingerichtet ist, es ablöste. Tausende von Verwundeten sind in diesen ersten Tagen, an denen noch hinter Lodz die heftigen Kämpfe tobten, hier durchgegangen. Übermenschliche Leiden und Entbehrungen haben sie ausgehalten, bis sie hierher kamen. Tagelang waren sie marschiert ohne Ruhe und Rast, tagelang waren sie im Gefecht, in Frost und Schnee und Regen, tagelang lagen sie dann verwundet im Schlamm und Schmutz, und die Kugeln pfiffen

über sie weg, bis man sie holen konnte. Und dann gab es noch unmenschliche Qualen auf den schüttelnden Leiterwagen, in den über die Straßenlöcher ratternden Autos. Bewegten Herzens erzählte der Arzt von den Schmerzen seiner lieben Jungens, wie er sie nannte. Begütigend, mit der zarten Hand einer Mutter strich er über ihre heiße Stirn und über die fiebrigen Wangen der jungen Kriegsfreiwilligen, freundlich und verständig redete er den Schwerverwundeten zu, die sich in Schmerzen wanden und vor Kälte zitterten. Denn noch gab es auch für die Lazarette keine Kohlen, und die Holzfeuerung arbeitete nicht in den Zentralheizungen solcher riesigen Schulanlagen. Er vertröstete sie, versprach ihnen neue Decken, sicherte ihnen zu, daß morgen die ersten Kohlen kämen und daß sie ja das Kriegslazarett mit weit besserer Einrichtung in aller Bälde übernehmen würde, er war seinen Jungen Arzt und Berater, wirklicher Helfer!

Ich konnte in diesen ersten Tagen nach der Besetzung, als noch alles durcheinanderging und als die Hauptaufgabe noch der Feind vor den Toren von Lodz war, noch mehrere Krankenhäuser besichtigen. Nicht immer waren die Kranken und Verwundeten da auf Rosen gebettet! Auf Stroh und Matratzen lagen sie da auf der Erde, bis man die Tausende von Feldbetten requiriert hatte, die nötig waren. Und dabei durfte natürlich von den Beständen der russischen Kasernen der Choleragefahr wegen nichts entnommen werden, die Requisition in der Stadt aber ging nur langsam vonstatten. Aber man sorgte doch alsbald für gute Verpflegung, und es wurde getan, was in Menschenkräften stand. Der deutsche Geist der Ordnung waltete überall. Ärzte und Pflegerinnen, die hier durch Damen der Lodzer Gesellschaft in tüchtiger Weise unterstützt wurden, taten alles, was in ihren Kräften stand. Diese stille Arbeit ist traurig, ist oft unendlich schmerzend für den, der sie ausüben muß. Aber auch sie ist Erfüllung hoher Kriegspflicht. Sie ist ständiger verzweifelter Kampf um jedes Menschenleben mit dem kalten, bleichen Tod. Und jedes Menschenleben, das ihm abgerungen wird, bedeutet einen

Sieg, für den es keinen Jubel und kein Fest gibt, der aber in den Augen der Sieger als tiefinnere Befriedigung strahlt und leuchtet!

9. Weihnachten im Lazarett

Den Weihnachtsabend verlebten wir noch in Lodz, erst am nächsten Morgen sollte die Übersiedlung weiter vorn an der Front erfolgen. Ein Herr aus Berlin war angekommen, um Liebesgaben nach vorn zu bringen. Das war nun eine etwas schwierige Sache. Die Bahn führte in diesen Tagen noch nicht nach Lodz, sondern nur bis in die Vorstadt Pabianice, und dort standen nun die beiden Güterwagen. Die Straßen aber waren vollgestopft mit Munitions- und Proviantkolonnen, die Autos waren überlastet, Pferde und Wagen waren kaum aufzutreiben. Doch dieser eine Mann war mit Schneid und heimatlicher Beredsamkeit nun einmal bis Pabianice gekommen, und als er erst nach Lodz hineinpilgerte und uns sein Leid klagte, da war auch bald Abhilfe geschaffen. Die Beutesammelstelle Lodz war der Helfer. Sie hatte ein großes Haus freigemacht und sammelte dort alle von den Russen erbeuteten Materialien, von den Gewehren und Maschinengewehren, von den Mänteln und Uniformen bis zu den Kanonen und Protzen, den Säbeln und — dem Ungeziefer, das noch darin war. Das alles wurde geordnet (bis auf das Ungeziefer, das wahllos durcheinander wimmelte!), verpackt und in leeren Eisenbahnwagen zugweise nach Hause geschickt zur Weiterverwertung. Der liebenswürdige Hauptmann ließ nun an diesem Tage seine Gespanne einmal nicht „Beute" fahren, sondern beorderte sie hinaus und ließ Liebesgaben holen. Und als sie des Mittags ankamen, da wurden sie in einen leeren Raum verstaut, und so wurde wenigstens ein Teil der Kisten und Kasten zum Weihnachtsabend „verschenkungsfähig" gemacht. Die Landstürmer vor Lodz und die Wachen wurden bedacht, die ganze Beutekompagnie erhielt ihren Anteil, und was das aller-

schönste war, auch die Lazarette konnten alle mit Gaben versorgt werden.

Am Nachmittage traf ich zufällig zwei Lazarettschwestern, die auf der Suche nach Weihnachtsgaben für ihre Jungens waren. Da führte ich sie etwas eigenmächtig in den Liebesgabenraum des „Beutemuseums", wie wir es nannten. Die beiden waren vor Freude ganz ausgelassen. Sofort hatten sie ein paar Soldaten an der Hand und trugen Kisten und Kasten hinunter. Der liebenswürdige Hauptmann begrüßte sie: „Sehen Sie, jetzt sind wir Kollegen, Sie sind auch Beuteoffiziere!" Wir holten zwei Droschken und beluden die Schwestern bis über Hals und Ohren, und sie bewachten ihr köstliches Gut, als ob es Goldstückchen wären. Zerberus war ein Waisenknabe gegen diese Wächterinnen! Vorher aber ging ihr goldenes Herz mit ihnen durch. Stand da unten eine Kompagnie frisch angekommener Ersatzmannschaften eines Weimarer Regiments, die noch nicht wußten, wo sie ihr müdes Haupt in der Nacht hinlegen würden und die erst recht nicht an Weihnachten und an Beschenktwerden dachten. Pfeifen und Tabak, das war eine Himmelsgabe für sie. Wie zwei Weihnachtsengel flogen die Schwestern unter sie, und es gab ein Strahlen und Leuchten, als ob die Kinder sich um den Weihnachtsbaum drängten und eben auf das Klingelzeichen hin losgelassen worden wären. Es war ein einziges, fröhliches Handgemenge, und die beiden Schwestern wurden fast erdrückt vor Freude. Atemlos, mit fliegenden Haaren standen sie da und schenkten und schenkten.

Am Abend im Lazarett, da ging es weniger stürmisch zu. Wir hatten noch einen großen Kraftwagen des Roten Kreuzes mit Liebesgaben beladen können und zählten sie draußen im großen Schulhaus selbst in die Krankenzimmer ab. Und wir gingen mit großen Pfefferkuchenschachteln durch die Säle und teilten aus.

Da gab es viele leuchtende Augen und viele Tränen. Die alten Familienväter heulten mit dem siebzehnjährigen Jungen, der „seine" Kugel durch beide Oberschenkel bekommen hatte. Die

Freude kam so ganz unverhofft, so ganz weihnachtsmäßig. Im ganzen Lazarett hatte niemand so etwas zu hoffen gewagt, daß um 6 Uhr noch eine Weihnachtsbescherung kommen könnte. Ich wünschte nur, die vielen Spender, die da so rührend sorgsam ihre Päckchen gepackt hatten, mit einer so unpersönlichen, sachlichen Liebe für den doch zufälligen Empfänger, mit einem solchen Hineindenken in die Nöte und Wünsche des Feldsoldaten, ich wünschte, sie alle wären für ihre heilige, große Liebe belohnt worden durch einen Blick in diese Stuben der armen Verwundeten. Da fühlte man selbst etwas heiß in sich aufsteigen, und man nahm verstohlen den Kneifer hier und da ab, um etwas daran herumzuputzen und um seine Bewegung nicht zu zeigen. Die Heimat dachte ihrer, das wußten sie, die braven Jungens, die armen Verwundeten, die Helden der Tapferkeit und der Entbehrung.

Und dann holten wir noch am Abend von der Straße Soldaten herauf in unser Hotelzimmer und verschenkten den Rest. Da war ein Kutscher eines Wagens, der noch am Heiligen Abend viele Kilometer weit hinaus mußte, da waren ein paar Kraftwagenführer und ein paar Offiziersburschen, die vergessen im Hotel wohnten. Die Pakete gingen ab wie warme Semmeln. Und einer, ein Oberschlesier, der gar nicht recht deutsch sprechen konnte, der brachte, als er ging, stotternd und verlegen an seiner Mütze drehend, heraus: „Gott vergelte es ihnen in der Heimat!" Wenn ihr die Freude hättet sehen können, die eure Päckchen machten, ihr Frauen, ihr Mütter, ihr kleinen Mädchen, die ihr eure rührenden Verschen gezimmert habt, ihr wäret reichlich belohnt gewesen!

IV. Der Durchbruch von Brzeziny

„Eine der herrlichsten Waffentaten des ganzen Feldzuges"

Als sich die deutschen Truppenmassen unaufhaltsam gegen Lodz heranschoben und die Russen sich in zäher Verteidigung in ihren Schützengräben festbissen und nicht weichen und wanken wollten, da entstand beim deutschen Heerführer der kühne Plan, diese Zähigkeit auszunutzen und den Russen durch eine Umgehungsbewegung großen Stils ein gänzliches Fiasko zu bereiten. Man steckte das Ziel höher, als daß man den Feind nur vertreiben wollte. Man gedachte ihn zu umkreisen und zu fangen.

In Eilmärschen schoben die Deutschen ihren linken Flügel vom Norden her um Lodz herum, um die Umfassung zu vollenden. Kühn war das Wagnis, groß der Einsatz, aber riesenhaft schien der Erfolg. Von Strykow, nordöstlich von Lodz, zogen die Kolonnen auf der Straße südöstlich nach Brzeziny, wo am 18. November die höheren Stäbe nächtigten. Weiter ging es südwärts bis zu dem Orte Karpin, wo diese Straße nach Süden auf die von Pabianice gegen Osten zu führende Straße trifft. Auf dieser Straße schoben sich die Truppen dann unter steten Kämpfen mit überlegenen feindlichen Massen gegen Rzgów und nördlich nach Lodz zu vor. Und schon war die Umfassung weit vorangeschritten, schon funkte der Oberbefehlshaber der Russen in der Stadt nach allen Seiten um Hilfe, er könne sich nicht mehr halten und müsse sich mit seiner ganzen Armee in wenigen Stunden ergeben, da zog der Russe in letzter Stunde



Judentypen in Strykow



Bauerntypen in Lowicz



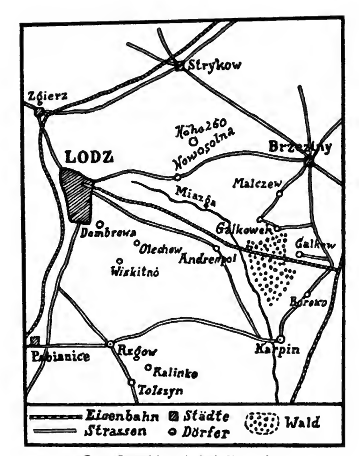
Polentypen in Lowicz



Bauern bringen Vieh in die Stadt Lowicz

in höchster Not von Süden her Truppen vor, von Osten her kam aus der Gegend von Warschau neue Verstärkung. Ein Feldherr, der eine mächtige Überflügelung des Gegners ausführen will, muß immer mit dessen Angriff auf seine Flanke rechnen. Hier aber waren die russischen Nachschübe überraschend groß und wirkungsvoll. Schon jubelten die Russen, schon verteilte die englische und französische Presse Vorschußlorbeeren für den neuen Sieg und die Gefangennahme oder Vernichtung eines deutschen Korps; schon waren zahlreiche Eisenbahnzüge vorbereitet und abgesandt, um die erwarteten Riesenzahlen von Gefangenen abzutransportieren, und Sassonow erklärte dem rumänischen Gesandten: „Geraume Zeit lang werden wir nichts mehr von einer deutschen Offensive in Polen zu hören bekommen. Dieser Sieg wird den Russen den Weg nach Schlesien öffnen!" Da wandte sich dieses Korps im Angesicht des Feindes um und schlug sich, nach allen Seiten kämpfend, durch dessen eigne festeste Stellung durch. Kein Geschütz, kein Maschinengewehr, keine Munitions- oder Proviantkolonne ging dabei verloren. Aber fünfzehn feindliche Geschütze und über zwölftausend unverwundete russische Gefangene wurden von diesem Durchbruch mitgebracht. „Eine der herrlichsten Waffentaten des ganzen Feldzuges", nannte der Bericht des Großen Hauptquartiers diese Wunderleistung von Feldherr und Truppe.

Bei einem unsrer Besuche der Stellungen und Gefechte unsrer Truppen fuhren wir im Kraftwagen zum Stabe und den Stellungen der dritten Gardedivision, die an dieser Waffentat hervorragend beteiligt war. Sie war dem XXV. Korps unter dem General Scheffer-Boyadel zugeteilt. Ihr Führer war der bekannte Militärschriftsteller Generalleutnant Litzmann. Draußen, östlich von Lodz, in dem behaglich durchwärmten Zimmer eines kleinen polnischen Adelsgutes in dem kleinen Nestchen Bratoszewice, erzählten uns die Offiziere ihre Erlebnisse. Ich will versuchen, in ein Gesamtbild zu verweben, was aus den Erzählungen einzelner mir noch im Gedächtnis blieb.



Der Durchbruch bei Brzeziny

„Die Division greift in rücksichtsloser Offensive den Feind östlich Lodz an und vernichtet ihn!“, so lautete der Befehl. Die Division wußte nicht, was erst später sich herausstellte, daß dieser Feind über vier Armeekorps stark war, sie hatte ihren Befehl und führte ihn aus.

Der Morgen des 21. November ist feucht und kalt. Winternebel füllen die Talmulden und kleiden alles in undurchsichtiges

Grau. Kaum heben sich aus der dicken Luft die beiden Marschkolonnen ab, die langsam voranschleichen. Die Truppen haben seit zehn Tagen gewaltige Eilmärsche zur Umgehungsbewegung zu bewältigen gehabt, Menschen und Pferde sind abgespannt und müde. Ein hartnäckiger Feind hat ihnen seit Wochen keine Nachtruhe gelassen. Nun geht es weiter, dem ungewissen Schicksal entgegen. Keine Meldungen liegen vor. Man weiß nur, daß der Feind im Norden stehe, und wendet sich dahin. Aber plötzlich kommt auch von der Bagage die Meldung, daß der Feind von hinten links nachdrängt. Da leuchtet eben die Morgensonne siegreich durch die Nachtnebel, ein frischer Wintertag hebt an. Schon beginnt auch die Kanonade. In zwei Kolonnen schiebt sich die Division voran, bei der rechten Kolonne befindet sich der Stab, die linke Kolonne scheint einen Keil zwischen die russischen Stellungen zu treiben. Es geht voran, der Zuruf der Führer ermuntert die Kompagnien und Batterien. Der Divisionskommandeur reitet an der Spitze. Plötzlich gibt es ein Halt, ein Ruck, ein Zittern geht durch die Reihen. Von allen Seiten krachen die feindlichen Geschosse in die Kolonnen. Man ist eben im Dorfe Wiskitno eingezogen. Wie durch ein Zauberwort sind da die Straßen leer, alles verschwindet in die Häuser. Der Divisionsstab birgt sich im nächsten Gehöft. Die gesamte Vorhut ist in ein heftiges Gefecht verwickelt. Inmitten der feindlichen Infanterie ist überall die Artillerie geschickt verdeckt aufgebaut und feuert unaufhörlich. Die Division ist nicht etwa in ihrer ganzen Stärke hier versammelt, die Hälfte ist auf der andern Seite, in der Gegend von Andrespol und nordöstlich davon, in heftige Straßenkämpfe verwickelt, die seit Tagen immer hitzigere Formen annahmen. Haus schließt sich dort an Haus, Garten an Garten. Auf den Dächern hat der Feind Maschinengewehre angebracht, ringsum hat er schwere Artillerie, das Vorwärtskommen ist unendlich schwer. Diese Teile der Division kämpfen mit der Front nach Westen, während die andern ihre Front nach Norden zu haben. Zwischen den beiden Brigaden steht eine Kavallerieabteilung südlich

von Andrespol in hartem Schützenliniengefecht. Um 8 Uhr morgens hat das Gefecht bei Wiskitno seinen Höhepunkt erreicht. Gewehrsalven donnern über den festgefrorenen Boden, die aufschlagenden Granaten zerspritzen harte Erde und Steine. Im Dorfrande von Olechow steht feindliche Artillerie tief eingebaut, gegen sie werden die Infanteriebataillone entwickelt. In Wiskitno ziehen sich derweilen die Bagagewagen zusammen. Leichtverwundete kommen zurück, Schwerverwundete werden auf Zeltbahnen dahergetragen, Lazarette werden aufgemacht. Im Orte stauen sich die Kolonnen, immer neue Karren drängen herein, unaufhörlich füllt sich das Dorf, in das jetzt die feindlichen Geschütze hereinfunken. Die Energie der Führer sorgt für Ordnung und Ruhe. Mitten im Granatenfeuer werden die Bespannungen gewechselt, tote Pferde ausgeschirrt, zersplitterte Wagen umgeladen. Die Leute arbeiten mit einer Ruhe, als ob sie auf dem Exerzierplatze ständen. Die Nachrichten lauten günstig, die Infanterie arbeitet sich voran. Da kommt endlich die Meldung, daß auch die linke Kolonne, die bei dem Orte Dombrowa, etwa drei Kilometer östlich von Lodz, vorgeht, in Kampf getreten sei. Der Feind war anfangs dort zurückgewichen, machte aber nun in festungsartig ausgebauten Schützengräben halt und erhielt Verstärkungen aus der Stadt Lodz. Trotzdem geht der Angriff gut voran. Der Morgen verrinnt, es wird 1 Uhr nachmittags. Meldungen von der bei Andrespol fechtenden Brigade bleiben aus. Schwerer Geschützdonner aus der Gegend im Norden, in der man das Gros des eignen Korps vermutet, scheint anzudeuten, daß auch diese Truppenteile in heftige Kämpfe verwickelt sind und daß hier neu hereingeschobene russische Truppen die erstrebte Verbindung unterbrechen. Schon um die vierte Stunde wird es dämmerig, das Dorf Olechow brennt, ringsum leuchten wie Fackeln am Horizont brennende Gehöfte und Dörfer. Olechow wird schließlich erstürmt. Die Nacht senkt sich herab, die Schützenlinien lösen sich vom Feinde ab und graben sich tief in die Erde. Man macht den sogenannten Igel, das heißt, man sichert sich nach allen Seiten hin. Die

Artillerie hat sich auf die feindlichen Stellungen eingeschossen und funkt auch etwas nach Lodz herein, um die dort entstandene Verwirrung noch zu vergrößern. Um 11 Uhr geht der Stab zur Ruhe, nachdem man aus einem Bauernzimmer den gesamten Hausrat, die menschlichen und tierischen Bewohner, bis auf die leider nicht fangbaren, entfernt und frisches Stroh aufgeschüttet hatte. Man schläft tief den Schlaf völliger Erschöpfung.

Der nächste Tag bringt nicht viel Veränderungen, das langsame Vorarbeiten geht seinen Gang. Das Gefecht tobt stundenlang mit unverminderter Heftigkeit und Wucht. Am Abend treffen sich der Führer der Division und der Kommandierende General des Armeekorps in einem entlegenen Gehöft. Die Schlacht steht zweifellos nicht gerade günstig; der Feind ringsum. Es gilt, das Äußerste zu wagen oder, die Waffenehre wahrend, unterzugehen. Im Norden besitzt der Feind eine festungsartige Feldstellung von zwölf Kilometer Länge, im Südwesten muß er gewaltige Verstärkungen herangezogen haben, aus dem Südosten ist Rennenkampf herangezogen, der allerdings hier um zwei Tage zu spät kam und auch dann noch nicht mit einer solchen Entschiedenheit vorging, daß er unsre Bewegung hätte beeinflussen können. Die beiden Führer sprechen sich unter vier Augen. Dann tritt der Divisionsgeneral zu seinem Stabe zurück: „Meine Herren, gratulieren Sie mir, an den morgigen Tag werden wir entweder als an einen großen Sieg denken oder wir werden ihn nicht überleben. Wir werden einen Durchbruch nach Norden machen. Sind Sie damit einverstanden?" Da löst sich die beklemmende Spannung der letzten Tage und bangen Stunden, ein jubelndes Hurra ist die Antwort, man schüttelt sich die Hände. In erhobener und erregter Stimmung geht man schlafen.

Plötzlich um 1/2 1 Uhr nachts wird alarmiert. Der Befehl kommt: Die Division geht zurück. Großes Staunen und Kopfschütteln. Niemand in der Truppe außer dem engeren Stabe kennt den eigentlichen Grund, niemand kennt das Ziel. Man war doch siegreich vorgedrungen! Aber der Befehl muß

ausgeführt werden. Nach einer halben Stunde gehen die ersten Kolonnen rückwärts. Es herrscht eisige Kälte, Wind peitscht um die Ohren, scharfer, schneidender Regen fährt ins Gesicht, die Kälte zieht durch alle Mäntel und Pelze. Alles ist abgesessen und führt die zitternden und müden Pferde. Die Stimmung ist gedrückt und schwer. Noch liegen die eignen Toten und Verwundeten zum Teil draußen vor dem Feinde, und die läßt kein deutscher Mann ohne Not in den Händen des Gegners. Die Leute wissen nicht, daß die Sanitätstruppen inzwischen in aller Ruhe das Schlachtfeld aufräumen und daß die Wagen mit den Verwundeten fast alle mitkommen. Man weiß überhaupt nichts, man ist hungrig, schläfrig, abgehetzt, und man muß rückwärts. Um 5 Uhr sollte alles aus den Stellungen heraus sein. Todmüde hängen auch die Unterführer auf den Pferden, vergebens versuchen sie, sich über den Befehl klar zu werden. Wenn nur wenigstens die schützende Nacht nicht aufhören möchte! Man erreicht die Chaussee Rzgów—Karpin, man drängt und eilt, um bei Karpin die Miazga zu überschreiten und das rettende andre Ufer zu erreichen. Bald sind die Wege verstopft mit Kolonnen und Bagagewagen. Vor Tagesanbruch sollten sie alle herüber sein, vor Nachmittag wird es sich kaum schaffen lassen. Da bricht strahlend der neue Tag an, und mit dem ersten Sonnenstrahl krachen auch schon die Geschütze des Feindes von allen Seiten. Jeder Wagen wird zur Eile angetrieben. In sechs, sieben Kolonnen nebeneinander rasselt die Artillerie über die steinhart gefrorenen Furchen der Äcker, die Peitschen sausen über den Köpfen der Pferde, in breiter Front strebt alles auf Karpin. Der Feind drängt aus Rzgów nach. Ein, zwei Bataillone Infanterie werden ihm entgegengeworfen und halten ihn bei Kalinko und in der Richtung Tolszyn auf, bis um 12 Uhr das letzte Fahrzeug die Miazga überschritten hat. Nun drängt alles nach Norden in der Richtung nach Brzeziny. Auch aus Norden und Nordosten kommt feindliches Feuer. Aber ein einziger Wille beseelt nun alles: Angreifen! Durchhauen! Der Befehl

kommt. In nordöstlicher Richtung wird die Infanterie entwickelt, man läßt sich erst gar nicht mehr in Feuergefechte ein, das Bajonett wird aufgepflanzt, und mit Hurrarufen geht es in den Wald hinein, der östlich der Miazga zwischen Borowo und Galkow liegt. Die russischen Schützengräben werden überrannt, die Soldaten darin heben die Hände hoch und geben sich gefangen. Immer mehr Mann bleiben zurück, um diese Scharen von Gefangenen zu bewachen, immer dünner werden die vordersten Linien. Aber es geht voran. Dahinter, bei den Wagen und bei der Bagage, schwillt der Strom der Gefangenen beängstigend an. Man behütet sie sorgsam, man benutzt sie, um an den Wagen und Geschirren zu helfen, willig legen sie Hand mit an, schieben die Wagen, tragen die Verwundeten, führen die Pferde. Sie sind froh, diesem wütenden Ansturm einer im Angriff rasend ungestümen deutschen Truppe entronnen zu sein. Der Befehl des Divisionsgenerals lautet: Vorgehen bis zum Bahndamm der Lodz—Warschauer Eisenbahn, die den Wald durchschneidet. Er ist stark besetzt und befestigt, aber dort soll die Ruhepause sein. Die Kolonnen bleiben vorläufig mit der Artillerie hinten stehen, weil man sie nicht in das Ungewisse des dunklen Waldes führen will. Der Divisionsgeneral setzt sich an die Spitze der ersten Kompagnie. Sturmangriffe zu leiten ist sonst nicht Sache des höheren Stabes, der nicht in die Feuerlinie gehört, sondern hinten ruhig und ungefährdet die so wichtige Leitung der ganzen Operation überwachen soll. Aber in der höchsten Not gibt es keine Kriegsregeln. Da gilt es einfach anzugreifen, und da fehlt kein deutscher Führer an der Spitze seiner Truppe. Der ganze Stab hat die Degen gezogen, mit brausendem Hurra geht es auf den Feind. Der Wind trägt das Echo weiter, die andern Kompagnien nehmen den Ruf auf, mächtig schallen die Töne durch den Wald, und neue Ströme von Kraft und stolzem Selbstbewußtsein durchdringen die Leute. Der Sturm in der Dunkelheit glückt, der Bahndamm wird genommen, der Divisionsgeneral wird von hilfreichen Händen heraufgezogen, der Feind ist zerstreut.

Aber der Kampf war hitzig und verlustreich. Das Bahnwärterhäuschen ist übervoll von Verwundeten, immer neue strömen herzu, kein Platz ist mehr frei. In einem Hühnerstalle kommt der Stab unter, der General wird auf ein paar zusammengeschichtete Hühnerkörbe gesetzt, und ein Hauptmann überreicht ihm seinen ersten Fund, ein köstliches, frischgelegtes Hühnerei! Ein Kerzenlicht erleuchtet die Karten und Pläne. Um 1/28 Uhr erscheinen die befehlsempfangenden Leutnants, und im trüben Flackerschein schreiben sie den Befehl: „1. Der Feind ist geschlagen. 2. Die Division formiert sich zu einer Marschkolonne und bricht nach Norden durch; die gesamte Artillerie und Bagage bleibt unter Bedeckung von drei Kompagnien zurück. 3. Befehlsempfang nach der Erstürmung Brzezinys auf dem Marktplatz im Divisionsquartier vom 18. November."

Ein denkwürdiger Befehl, ein Befehl in den Feind hinein. Aber die Lage erfordert es; die fechtende Truppe muß durch den Durchbruch nach Norden hin gerettet werden, die Artillerie und der Train muß vorderhand einem ungewissen Schicksal überlassen bleiben. Langsam formiert sich die Division, und die Leute schleppen sich todmüde auf dem Fußweg voran, der nach Norden führt. Die Begeisterung des Kampfes ist wieder gewichen, die Natur macht ihre Rechte geltend, alles ist erschlafft. Eine buntgewürfelte Schar aus allen Regimentern und Formationen findet sich zusammen, der Wald hat viel verschluckt, was sich erst allmählich sammeln und orientieren kann. Der Marsch beginnt, fünfzig Meter hinter der Spitzengruppe reitet der General mit seinem Stabe. Es ist eine bitterkalte Nacht, die Leute, die nichts gegessen haben, hungern und frieren fürchterlich. Der General feuert die Leute an, die Führer suchen allen Witz und Humor zusammen, um die Mannschaft aufrechtzuerhalten. Nach einer Stunde wird Galkow erreicht. Meldungen kommen, daß in jedem Hause zehn bis zwanzig Russen schlafen. Sicherungsposten sind nicht ausgestellt, die Leute ahnen nichts vom Feinde. Die Häuser werden umstellt, man rüttelt die Schläfer wach; ohne

einen Schuß abzugeben, werden hundert, zweihundert Gefangene gemacht. Voran geht der Weg, die Hauptstraße wird vermieden, weil sie wohl vom Feinde besetzt ist. Der General ist abgestiegen und geht an seinem Stocke über die harten Ackerfurchen und über die tiefen Löcher. Im nächsten Dorf wiederholt sich das Spiel. Die Häuser werden umstellt, die schlafenden Kirgisentruppen werden überrascht und gefangen. Weiter geht es in der Dunkelheit, die Leute stolpern und fallen, stehen auf, kriechen weiter. Malczew wird erreicht, umstellt, von schlafenden Russen gesäubert. Nun werden unsre Leute wieder lustig und munter bei diesem Russenfang. Es kommt wieder etwas Stimmung auf; sofort erfassen die Führer die Situation und helfen nach. Man kommt auf die große Chaussee, Brzeziny liegt nur noch fünf Kilometer weit entfernt. Man nähert sich der Stadt, die Regimenter werden zum Kampf entwickelt. Man erwartet hier ernstlichen Widerstand. Ein lautloses, schleichendes Heer ist durch den Wald und die Nacht gezogen, mitten durch die feindlichen Linien durch, aber hier, in der Stadt, wird es unmöglich sein, nach dem alten System weiterzukommen. Ein Regiment wird rechts, ein zweites links aufgestellt. Kein Ruf wird laut, kein Kommando ertönt, jeder weiß, worauf es ankommt, alle Nerven sind angespannt, jeder hängt am Munde des Führers. Es ist 2 Uhr nachts, alles ist fertig und bereit, es geht los. Ein Russenposten auf der Chaussee wird mit dem Kolben niedergeschlagen. Schlafende Wachtposten werden gefangen. Die ersten Häuser sind erreicht. Stumm, ohne ein Wort zu sprechen, stürzen sich die Leute auf die Häuser, die Türen splittern, die Hiebe der Gewehrkolben krachen dumpf, ein fürchterliches, stummes, wortloses Schlachten geht an, Stühle und Tische splittern, unterdrückte Schreie ersticken in schauervollem Gewinsel. Die Leute wissen, was es gilt. Das Wohl und Heil der eignen Truppe verlangt es, daß ganze Arbeit gemacht wird, ehe es zu spät ist, es darf keine Schonung geben, soll nicht die Division, das ganze Korps verloren gehen. Man kann die schlafenden Russen nicht erst wach kriegen und lange

gefangennehmen, man muß sie erschlagen, wegräumen, Bahn hauen wie durch das Unterholz eines Urwaldes. Draußen stolpern auf den gefrorenen Straßen die harten Stiefel der weitereilenden Truppen. Der Divisionsgeneral ist allein und ohne Bedeckung auf dem Bürgersteig weitergegangen und findet sich plötzlich auf dem Marktplatze. Er ist vollgestopft mit russischen Wagen, Munitionskolonnen, Train, Bagage, alles wirr durcheinander hier aufgefahren. Plötzlich schwillt das Lärmen und Rauschen an, Bewegung kommt in die nachtschlafende Stadt, ein Schuß fällt, die Russen sind erwacht. In der stockdunklen Nacht hebt ein Häuserkampf an, der die unheimliche Stille urplötzlich durch rasendes Geknatter ablöst. Wo ein Licht sich zeigt, wird geschossen. Pferde, Reiter, Fußgänger, alles flutet durcheinander, eine Hölle ist lebendig geworden in Brzeziny. Der General tritt vor dem Stabsquartier des 18. November in eine Apotheke. Der Befehl ist ausgeführt, die Stadt ist erstürmt. Ein Leutnant wird hereingetragen, den das unvorsichtige Anzünden einer elektrischen Taschenlampe das Leben gekostet hat. Die Division bezieht Quartier in Brzeziny, Befehlsempfang am Morgen um 7 Uhr. Es ist jetzt $3^{1}/_{4}$ Uhr, nur Infanterie ist zur Stelle, kein Pferd, kein Wagen. Der Lärm des Straßenkampfes tobt weiter, aber die Stadt, die Stellung im Herzen der feindlichen Armee ist genommen.

Man geht ans Quartiermachen für den Divisionsgeneral und den Stab. Jedermann war zu Fuß gegangen, hatte alles selbst mitgemacht, war todmüde. Ein Grenadier mit aufgepflanztem Seitengewehr und ein alter Jude aus dem Orte begleiten den Quartiermacher. Der Grenadier wollte gerade in den Keller steigen, um dort schlafende Kirgisentruppen zu fangen. Der Offizier geht mit, drunten sitzen um ein altes Billard herum fünfundzwanzig schlafende Kerle, bis an die Zähne bewaffnet. Der Grenadier haut mit dem Kolben drein, der Revolver fuchtelt, die Leute springen hoch und heben die Hände auf. Sie werfen ihre Waffen in die Ecke, man führt sie heraus und nimmt alle fünfundzwanzig gefangen. In der Mitte des Marktes haben die

Soldaten bereits ungeheure Massen von Gefangenen zusammengepfercht. Auf- und übereinander liegen hier, wie die Tornister auf dem Wagen, wahre Menschenknäuel. Der Quartiermacher geht mit dem Juden weiter. Das alte Stabsquartier vom 18. November ist inzwischen Lazarett geworden, man muß ein neues suchen. Der Jude führt zu einem Rechtsanwalt. Aber eine eiserne Tür sperrt den Eingang. Der Jude wird zur Hintertür geschickt, um von innen zu öffnen. Der Offizier und sein Soldat kauern auf der Treppe. Da, ein Knirschen und Klirren an der Tür. Der Soldat ist eingeschlafen und schnarcht schon fest; er wird vom Offizier geweckt, die Taschenlampe blitzt auf, der Revolver wird gespannt. Der Riegel der Tür schiebt sich zurück, sie öffnet sich, und heraus treten drei russische Offiziere mit ihren vier Burschen. Sie sind sauber und prächtig gekleidet, mit Waffen behängt und in schweren, kostbaren Pelzen. Man brüllt sie an, man täuscht dadurch eine große Besatzung im Hause vor, sie heben ängstlich die Hände hoch und werden entwaffnet. Waffen, Pistolen, Sättel, Karten, alles ist erwünschte Beute, ebenso wie drinnen die Toilettengegenstände, Seifen und andre köstliche Erfrischungen.

Müde und mehr kriechend als gehend kommen die Stabsoffiziere in das verlassene Quartier. Die eiserne Tür wird verriegelt. Es ist 1/26 Uhr geworden, man sinkt um und schläft. Der Sturmtag von Brzeziny ist zu Ende. Um 7 Uhr aber wird schon wieder alles alarmiert. Der Feind wird wiederum von Norden gemeldet, aber gleichzeitig wird eigner Kanonendonner hörbar. Das XXV. Korps naht heran, und man kann vor den Straßen Brzezinys sich auf die Höhen gruppieren, um den Feind im Rücken zu fassen. Das hält der Russe nicht lange aus, er flieht in regellosem Rückzuge, der Durchbruch nach Norden ist gelungen, die Wiedervereinigung mit dem XXV. Korps ist geglückt, und man kann gemeinsam mit ihm nun einen weiteren Durchbruch nach Norden auf Strykow machen und den linken äußersten Flügel damit der

geplanten Umklammerung und Abschneidung durch die Russen entziehen.

Aber wo war die Artillerie, wo war die Bagage? Die Hauptsache, die fechtende Truppe, war gerettet, aber ungern hätte man den Train in des Feindes Hand gelassen. Vier Kanonen hatte man mitnehmen können, zwei waren nun rechts, zwei waren links zur Verfügung, zeitweise hatte der Divisionsgeneral sie selbst zu kommandieren und konnte von den Höhen von Brzeziny herab den Gegner in seinem Rücken selbst mit diesem schweren Kaliber bedenken. Alles übrige aber war hinten, und die drei Kompagnien Bedeckung hatten schwere, harte Arbeit, den nachdrängenden Feind zurückzuhalten. Aber es gelang der Umsicht des Führers, sie so zu verteilen, daß dem Feind eine viel größere Truppenmacht vorgetäuscht wurde. Fast alle Gefangenen, Verwundeten und Wagen wurden vorangeschickt, und die fechtende Infanterie zog sich langsam zum Schutze hinterher. Heil und munter, wenn auch zerschunden und zerschlagen, müde und abgeklappert, traf alles in Brzeziny ein. Von dort ging es weiter nach dem Norden, unter steten Gefechten nach vorwärts und nach rückwärts wie nach beiden Seiten. Und hier darf die Heldentat eines jungen Leutnants erzählt werden, der Übermenschliches geleistet hat. Der in der Mitte der zwanziger Jahre stehende Leutnant v. Wißmann war durch den Hals geschossen worden. Die Kugel steckte noch im Halse und wurde am 21. November operativ daraus entfernt. Aber sofort wollte der junge Offizier wieder zu seiner Truppe und die weiteren Gefechte mitmachen. Eben verließ er am 23. November das Feldlazarett, trotz der Bitte des Arztes, noch dazubleiben, als ein neuer Straßenkampf beginnt, als die nachziehenden Russen in das von uns schon wieder verlassene Brzeziny nachdrücken. Noch aber ist die Stadt voll von Train und Wagen. Da rafft der Leutnant die Teile der Kompagnie zusammen, die zur Bedeckung noch da sind. Er sammelt von überall her Versprengte und Leichtverwundete und wirft sie den Russen entgegen. Zweihundert deutsche Leichtverwundete be-

freit er aus ihren Händen, die bereits gefangen und zum Abmarsch formiert waren. Zwei Maschinengewehre verstärken noch den kleinen Trupp, und der schwerverwundete Leutnant hält erneute Angriffe der Russen aus. Er besetzt die Ausgänge der Stadt, er ist hier und dort und überall. „Der Leutnant“ heißt er bei seinen Leuten. Sämtliche Trains und Kolonnen ziehen in Ruhe ab, sämtliche Verwundete werden abgeführt. Den ganzen Tag des 23. November halten schließlich die hundertfünfzig Mann die weitaus überlegene feindliche Reiterei und Artillerie fern. Dann ist die Aufgabe erfüllt, und die Truppe zieht zum Regiment ab. Am 24. November nimmt sie unter ihrem tapferen Führer am weiteren Rückzugsgefechte teil, und der Leutnant wird zum zweitenmal verwundet. Wenige Tage später aber ist er schon wieder beim Regiment.

Auch einer andern, fast lustigen Episode darf hier gedacht werden. Ein russischer Flieger zeigte sich über unsern Reihen und kam im Gleitfluge nieder. Ein russischer Fürst hatte den Auftrag, ein von Lodz her anmarschierendes Korps in Eilmärschen heranzuholen, und sah die unendlichen Scharen der russischen Gefangenen für die Truppen dieses Korps an. Er schimpfte wie ein Rasender, als er den Irrtum erkennen mußte, denn es war sein erster strategischer Flug, der kaum zwanzig Minuten gedauert hatte. Aber es half ihm auch nichts, daß er den Fürsten herausstrich. Im Kriege gilt ein fürstliches Ehrenwort weniger als eines Wachtmeisters Faust. Der Herr wurde splitternackt ausgezogen und auf Befehle und Nachrichten untersucht. Wichtiges Material wurde bei ihm gefunden.

* * *

Es war spät geworden im Stabsquartier des kleinen, nicht sehr prunkvollen Landadelsbesitzes bei den Erzählungen und Schilderungen der Offiziere. Wir hatten ihre Augen leuchten sehen in der Erinnerung an das Durchlebte, an das Schwere, aber auch an das gewaltig Große, an eine der herrlichsten Waffentaten

aller Zeiten. Die trübe Flamme beschien ihre Orden und Kreuze. Da trat der ergraute, aber noch immer soldatisch stramme Divisionskommandeur Litzmann, von einem Spaziergange zurückkommend, ins Zimmer. „Meine Herren," so sagte er, „tun Sie mir den Gefallen und machen Sie kein Aufhebens von unsrer Leitung und Führung. Wir sind Offiziere, geboren, erzogen im Pflichtgefühl, wir tun unsre Schuldigkeit, weiter nichts. Aber gedenken Sie, bitte, meiner herrlichen Truppen, meiner herrlichen Garde. Wie ich nach diesen Tagen hinausgeritten bin zu jeder einzelnen Kompagnie und Batterie und den Leuten gedankt habe für ihre unendliche Tapferkeit, für ihr Aushalten in Sturm und Regen, bei Tag und Nacht, ohne Essen, ohne Getränke, so, meine Herren, tragen Sie die hohe Bewunderung für diese herrlichsten aller Truppen ins ganze deutsche Volk."

So wie diese, sind sie alle unsre Leute, opferwillig, furchtlos, treu bis zum letzten. Der Durchbruch von Brzeziny war eine Waffentat, die nur mit deutschen Truppen zu schaffen war, mit Truppen von dem Geiste, von der innerlichen Überzeugung, von dem Idealismus, den wir besitzen.

V. In der Lowiczer Gegend

1. Von Lodz nach Lowicz

In der Frühe des ersten Weihnachtstages ging es durch die dunstige Landschaft über die leichtgefrorene Straße nach Lowicz. Strykow flog vorbei, ein kleines schmutziges Städtchen, in dem die Juden fast drei Viertel aller Bewohner ausmachen. Wir waren jüngst einmal hier gewesen und hatten uns die Herrlichkeit der alten Holzbaracken inmitten eines geradezu grauslichen Schmutzes und tiefen Morastes der Straßen besehen. Der Ort selbst hat nicht allzuviel unter dem Krieg zu leiden gehabt. Nur der Kirchturm der eben fertiggestellten und noch nicht einmal eingeweihten neuen polnisch-katholischen Kirche war von den Russen als Beobachtungsposten benutzt worden, und wir hatten ihn deshalb mit zwei Granaten belegt. Die erste fuhr etwas zu tief an der Stelle ein, wo der Kirchturm aus dem Schiff der Kirche emporsteigt; aber die zweite saß, fast möchte man sagen wundervoll, an der Stelle, wo der russische Beobachter seinen Platz hatte, und durchschlug den Turm. Noch sah man jetzt von unten herauf einen Teil des Bretterbodens, den sich der kühne Offizier da oben zurechtgemacht hatte und der ihn und sein Scherenfernrohr getragen hatte. In dem Garten um die Kirche herum lag unter schattenspendenden Bäumen ein kleiner deutscher Soldatenfriedhof mit ergreifend schlichten Inschriften. Die Soldaten hatten sich aus den Häusern Bilderrahmen geben lassen und die zumeist doch schlechten Öldrucke aus den Rahmen entfernt, um hinter das schützende Glas den Namen, den Stand und die Heimat ihrer ge-

fallenen Kameraden zu schreiben. Diese Bilderrahmen wurden dann an einen mächtigen Stein angelehnt, und der kleine Friedhof von vielleicht zwanzig Gräbern bot so einen recht merkwürdigen Anblick fürs erste. Ergreifend war es, gerade am Weihnachtsmorgen, während die Glocken zur Kirche läuteten, die Inschrift zu lesen: „Hier ruht ein Kamerad, dessen Name nicht zu ermitteln war! Er war ein namenloser Held und starb fürs Vaterland!" Ein Bibelwort stand zumeist unter den Namen der Gefallenen, und überall lagen ein paar Blumen oder Tannenzweige als Erinnerung der Weiterziehenden für die in polnischer Erde zurückgebliebenen Kameraden. Kalt und hochfahrend blickte die mächtige neue Steinkirche auf den kleinen Friedhof herab, wie alle diese neuen Steinkirchen in Polen etwas Kaltes, Leeres, allzu Prächtiges haben gegenüber ihrer ärmlichen und düsteren Umgebung. Um wieviel freundlicher und harmonischer schaut da das alte kleine Holzkirchlein aus seiner Umrahmung von Bäumen herüber, das die ersten Zeiten der Stadtgründung miterlebt hat, das von den ersten Spargroschen der Bauern gebaut war und das nun zugunsten des modernen Steinbaus bald verlassen werden sollte!

Ringsum ist die Gegend flach und öde, kaum daß ein kleiner Kiefernwald einmal eine kurze Abwechslung bringt. Schon ist man dabei, auch das letzte Zeichen des Krieges zu beseitigen, die Schützengräben werden auf Befehl der Militärbehörde alle wieder zugeschüttet, um die Bauern zur landwirtschaftlichen Bestellung des Grund und Bodens anzuregen. Nur Brandspuren in den Dörfern lassen sich noch nicht so leicht tilgen. Da ist denn bald die Stätte der wildesten Zerstörung erreicht, das Städtchen Glowno, das zu beiden Seiten seiner Hauptstraße fast nur noch leere und verbrannte Kamine aufweist, während von den Häusern nur noch Schutthaufen zu sehen sind. Aber bald fährt der Kraftwagen dann wieder durch Dörfer, die anscheinend vom Krieg völlig verschont geblieben sind. Da liegen die Blockhäuser still und friedlich mit ihren mächtigen molligen Strohdächern, und die Kinder spielen in der warmen Sonne, als ob es keinen Krieg



Ein Russenlazarett am Hochaltar der Stiftskirche in Lowicz



Russische Gefangene in der Stiftskirche von Lowicz



Russische Gefangene vor der Stiftskirche von Lowicz



Ein Hof mit Wohngebäuden in Lowicz

und keine Zerstörung je gegeben hätte. Die Erwachsenen gehen jetzt zur Weihnachtsmesse in die Kirche. Sie erscheinen alle in ihrer alten, angestammten Tracht und sehen wie bunte Farbenkleckse in der Landschaft aus, aber sie haben etwas Gepflegtes und Sauberes, Männer wie Frauen, etwas Stolzes und Selbstbewußtes. Wie anders dagegen die arme Judenbevölkerung, die man in Polen trifft, und vor allem wie anders die Frauen. Es ist alte jüdische Sitte, daß Frauen, die verheiratet sind, sich die Haare kurz scheren und eine Perücke tragen müssen; das trägt weder zur Verschönerung noch zur Reinlichkeit bei. Den Ursprung dieser Gewohnheit habe ich mich vergeblich bemüht, zu ergründen. Stets war die Antwort, es sei Gebot des Ritus. Es gebe zwar auch Frauen, die sich nicht mehr an die alte Überlieferung hielten, aber die seien nicht mehr fromm und seien als „modisch" nicht sehr geachtet in den Kreisen der Frommen. Die Männer versicherten in ihrem merkwürdigen „Jiddisch-Deutsch" immer wieder, es sei eine Sünde für eine verheiratete Frau, keine Perücke zu tragen.

Bald sah man von weitem die mächtigen Kirchtürme der Stadt Lowicz, die nun für einige Wochen unser Standort sein sollte. Hier herrschte jetzt reiches militärisches Leben. Truppen und Kolonnen füllten die Straßen, die kleinen Judenjungens, die mit Süßigkeiten und Tee handelten, machten gute Geschäfte. Und jeder Soldat, jeder Reiter, jeder Wagen auch und jede Kanone, die durchzog, hatten einen kleinen grünen Tannenreisschmuck zur Feier des ersten Weihnachtstages. Wir hatten unsre Ordonnanzen in Lodz zurückgelassen, damit sie das Gepäck fertig machten und es später uns nachführten, und wir waren zu dritt auch den übrigen Kollegen vorausgefahren, die nicht gern am ersten Weihnachtstage die liebe Bequemlichkeit der großen Stadt Lodz hatten missen wollen. Und nun begaben wir uns zuerst zur Etappenkommandantur, um uns zu melden und um nach Quartier uns umzusehen. Ja, Quartiere gab es genug, sagte man uns da, aber keine Fensterscheiben. Denn Lowicz war vor der Einnahme

durch die österreichischen Motormörserbatterien beschossen worden, und neben den tiefen Trichtern, die man überall auf den Straßen sah, neben den völlig in sich zusammengestürzten Häusern, in die Treffer gegangen waren, bestand der Hauptschaden in der Zersplitterung fast aller Fensterscheiben des Städtchens, die durch den Luftdruck der Detonationen entstanden war. Es galt also, sich zu helfen, so gut es ging. Wir kamen zur Kirche, die den gefangenen Russen als Aufenthaltsort diente, weil sie leicht verschließbar und durch wenige Landstürmer gut zu bewachen war, und dort erhielten wir zuerst einmal Ersatz für unsre fehlenden Ordonnanzen. Der alte Landsturmhauptmann gab uns gern von seinem Reichtum ab, und es erschienen auf den Aufruf alsbald auch drei „daitsch" sprechende Gefangene, Juden, die sich sichtlich freuten, aus der Herde herausgenommen und zu etwas Besserem verwendet zu werden. Nur legte uns der alte Hauptmann in beweglichen Worten klar, daß wir für die Leute verantwortlich seien und sie heil zurückbringen müßten und daß keiner entwischen dürfe. Wir erzählten das unsern neuen Ordonnanzen in etwas verstärktem Tone und erklärten ihnen hart und barsch, wenn einer von ihnen einen Fluchtversuch mache, würden sie alle drei kaltlächelnd erschossen. Worauf sie ängstlich zusammenzuckten und mit eifriger Miene erklärten: „Mer sein Jiden, mer leifen nix dervon!" Und nachdem sie das ein paar dutzendmal zur Bekräftigung wiederholt, nahmen wir sie mit und suchten Quartier. Hinter einem einst sicherlich sehr schönen Obstgarten, in den eine österreichische Granate einen Riesentrichter geschlagen hatte, lag die polnische Mädchenschule, und die war für uns ausersehen. Es war eine alte Holzbaracke, wie eben andre auch. Unten zur Linken, wenn man hineinkam, lag das ehemalige Schulzimmer, in dem jetzt Bänke und Glasscherben, zerbrochene Schultafeln und Stühle, Bücher und Hefte in wirrem Durcheinander umherlagen. Zur Rechten waren zwei Stuben, in denen anscheinend eine unglaubliche Anzahl Menschen wohnte, und auf einer wackligen Holztreppe, die schon mehr einer Hühnerleiter glich, ging es in

den ersten Stock. Dort hatte die Lehrerin zwei Stuben und eine Küche gehabt, und es waren außerdem zwei Stuben und eine Küche an eine andre Familie vermietet gewesen. Eiserne Bettstellen standen herum, Stühle, Tische, aber nirgends gab es mehr als eine ganze Fensterscheibe in dem Rahmen, der Wind strich kalt von beiden Seiten durch, das Haus stand ja ganz frei im Garten, und es war peinlich kalt. Da hieß es fest anzupacken, um noch am Abend wenigstens einen Raum zum Schlafen zu haben! Unsre drei Juden wurden fest angespannt und reinigten zuerst einmal die Wohnung von dem Schmutz, der sich durch Wochen und Monate hier angehäuft hatte. Lieber Himmel, was gab es da alles herauszuschaffen! Kleider, Wäsche und Geschirr hatte die Lehrerin gottlob weggeschafft, aber alles andre war uns überlassen und mußte weg. Die drei Russen schufteten, daß ihnen der Schweiß von der Stirne rann. Als das Allergröbste getan war, da wurden zunächst einmal die Öfen geheizt, und der alte Segen polnischer Quartiere bewährte sich auch hier: die Öfen waren in Ordnung und verbreiteten bald eine recht behagliche und wohltuende Wärme. Inzwischen suchten wir allüberall nach Fensterscheiben und klapperten die ganze Umgegend ab, bis wir endlich so viel beisammen hatten, um die Rahmen notdürftig füllen zu können. Wo es nicht reichte, wurde Papier und Pappe zur Aushilfe herangezogen, und nach drei Stunden Arbeit, als die Dämmerung sich senkte, da war es beim Schein einer Kerze schon auszuhalten. Draußen in der Küche hatten es sich die Herren Russen bequem gemacht, und es gab da ein recht lebhaftes Schwatzen und Erzählen. Die Leute hatten schon Anschluß gefunden. Kaum war es im Hause und in der nächsten Umgebung bekannt geworden, daß jüdische Gefangene hier seien, so erschienen auch schon die jüdischen Bewohner und kümmerten sich um ihre Glaubensgenossen. Und während wir drinnen eine Schlackwurst und trockenes Brot futterten, brachten zwei jüdische Mädchen den „Herren" Gefangenen schon eine warme Suppe und Fleisch, und die Kerle entwickelten einen beneidenswerten Appetit. Das war

einer der vielen Beweise für die jüdische Wohltätigkeit und das jüdische Mitleid den Glaubensgenossen gegenüber, auch von seiten ganz armer Juden! Auch wir machten uns das zunutze. Die beiden jungen Damen, Fräulein Rosa Goldwasser und Fräulein Mine Rosenblatt, besorgten uns eine große Decke, um das Fenster zuzuhängen. Die erstere war die Tochter eines jüdischen Holzhändlers, der früher hauptsächlich Brennholz an Bäcker verkauft hatte und der nun ziemlich arm und mittellos ohne Geschäft herumstand und herumlief. Die Familie, bestehend aus Mann, Frau und Tochter, wohnte unten im Hofe in einer Art Stall, für den man zwanzig Mark im Vierteljahr als Miete bezahlte. Die kleine Rosa schloß aber bald dicke Freundschaft mit uns. Ihre Cousine, die Mine, hatte vorn auf der Hauptstraße einen Kaufladen von ihren verstorbenen Eltern geerbt und versah ihn recht wacker und ordentlich. Sie lebte mit ihren Verwandten zusammen und ernährte sie gegenwärtig vollkommen, da sie mit den deutschen Soldaten ganz gute Geschäfte machen konnte. Beide waren brave, ordentliche Mädchen, die sich mit unsern später nachkommenden deutschen Ordonnanzen sehr gut vertrugen. Die kleine Rosa war uns Dolmetscherin und Einkäuferin, und wenn sie auch dabei jedesmal ihr Schnittchen machte und den richtigen Handelsinstinkt ihrer Rasse bewies, so hatten doch auch wir uns nicht dabei zu beklagen.

Die erste Nacht in Lowicz werden wir nicht so bald vergessen. Der Wind blies kräftig, und der ganze stolze Schulbau drohte umzustürzen. Aber was das schlimmste war, es wehte durch Fenster und Türritzen ganz erbärmlich, man fror im Schlafsack und trotz der schönen Decken ganz elend, und selbst die stärkste Glut der weißen Kachelöfen konnte daran nichts ändern. Am nächsten Tage kamen ja unsre Ordonnanzen an, und da schoben wir die Russen wieder ab. Sie waren herzlich froh, denn eben ging ein großer Gefangenentransport nach Deutschland ab, und nach Deutschland zu kommen, schien ihnen der Gipfelpunkt der Seligkeit zu sein. Bei uns gab es inzwischen ein neues Reinigen

und Scheuern, und der Fußboden wurde sogar, was ihm sicherlich im Leben noch nicht passiert war, feucht aufgewischt. Die Wände wurden abgestaubt, die Decke sogar abgekehrt, Stühle und Tische wurden abgerieben. Im Nebenzimmer fand sich, als man den Schutt und Dreck wegräumte, sogar ein alter Flügel, der in der Kälte schon recht klimperig und zitterig geworden war. Mit vereinten Männerkräften wurde er zu uns hereingeschoben, eine alte Hängelampe wurde gefunden und hergerichtet, unten im Schullokal fand sich ein richtiger Lederstuhl. Im Garten lag irgendwo ein Tonkrug, der als Vase mit Tannenreisern geschmückt auf den Flügel gestellt wurde. Strohsäcke gab es als Matratzen auf die kalten eisernen Feldbettstellen, die kleine Rosa sorgte sogar für frischgewaschene Leinentücher und Kopfkissen, und allmählich pumpten wir uns so aus der Nachbarschaft alles zusammen, was zu einem Haushalt gehört. Auch mit den Polen ringsum schlossen wir Freundschaft, und sie ging so weit und unser Ansehen war so gut, daß man uns eines Tages sogar eine Wanduhr ins Zimmer brachte, mit der Bitte, sie doch anzunehmen und aufzuhängen, da sie sonst wohl nicht so sehr sicher sei. Allmählich wurde es gemütlich bei uns, und unsre Ordonnanzen fanden sogar mit außerordentlicher Geschicklichkeit jeden Tag das köstlich seltene gute Petroleum zur Beleuchtung! Da wurde denn bei uns in der Küche gekocht und gebraten nach Herzenslust, und es lebte sich ganz gut. Es störte uns auch nicht, daß derweilen unten die Schule von Soldaten ausgeräumt und als Pferdestall hergerichtet wurde. Das Schulzimmer war ohnedies nichts mehr wert, und die alten Bänke, die dagewesen waren, waren doch inzwischen von allen möglichen Leuten zerschlagen und verfeuert worden. Was überhaupt da alles in die Öfen wanderte! Kohlen gab es ja für die Einwohnerschaft nicht. Wir selbst verdankten unsern Vorrat dem liebenswürdigen Bahnkommandanten, der im Zivilberuf Geheimrat und die rechte Hand des Intendanten der Berliner Königlichen Bühnen war. Die Polen und Juden aber nahmen das Holz, wo sie es am bequemsten fanden,

und mancher schöne Lattenzaun ging da in Flammen auf. Der Garten bekam in diesen Tagen ein schönes winterliches Schneekleid und sah ganz wunderschön aus, bis die Sonne und das Tauwetter alles wieder in Schmutz und Morast verwandelten. Das scherte uns wenig, denn unser Kriegsquartier in Lowicz war und blieb ein recht gemütlicher Aufenthalt.

2. Die Kreisstadt Lowicz und ihr Leben

Dort, wo die vom Westen her in breiten Sumpfniederungen heranströmende Bzura einen Bogen macht, um in nordöstlicher Richtung der Weichsel zuzufließen, treffen sich an einem Orte neun wichtige Landstraßen. Die große Straße, die von West- und Mitteleuropa nach dem Osten führt, mündet hier in einen alten Handelsweg, der von Südeuropa und den Balkanländern her über Wien nach Warschau lief, um von dort aus nach Moskau und dem inneren Rußland weiterzugehen. So wurde in der Zeit der Eisenbahnen Lowicz ein wichtiger Knotenpunkt: die von Wien über Lodz nach Warschau und die von Deutschland über Wloclawek und Kutno nach Warschau laufenden Schienenstränge treffen sich hier.

Aber Lowicz ist nicht aus diesen Bedürfnissen des großen Verkehrs und Handels entstanden, es ist eine Schöpfung des Landes selbst und seiner Bewohner. Da liegen die reichen Gefilde des alten Kujavien und Masovien, dunkle, schwere Schollen, in denen jetzt die Wintersaat emporschießt. Es ist ein flaches, breites Land mit vielen Niederungen und Sümpfen, von unzähligen Flüssen und Bächen durchzogen, berühmt durch seinen Körnerbau und seine Fruchtbarkeit. Die Bauern, die hier wohnen, sind ein besonderer Schlag: schwer und stämmig, mit knorrigen und verwitterten Gesichtern. Sie tragen im ganzen Bereich des ehemaligen Fürstentums ihre alte, angestammte Tracht, ohne Ausnahme, Männer wie Frauen. Aus den langen Schaft-

stiefeln der Männer quillt die weite Pluderhose in ihrem rötlichen Gelb mit breiten schwarzen und grünen Streifen. Der Schafspelz in kräftigem Braun und die hohe Pelzmütze geben den groß gewachsenen Leuten etwas Stolzes, Starkes, oft etwas Verwegenes. Auch die Frauen sind bei den alten Überlieferungen geblieben. Sie fertigen selbst auf ihren Handstühlen die langgestreiften bunten, grobfesten Stoffe für ihre Röcke, die rötlichgelben Überwürfe und die bunten oder tiefschwarzen Kopftücher, die sie von weitem wie schwere, dicke Farbkleckse in der grauen Landschaft erscheinen lassen. Die ganze Bauernschaft ist in ihrer harten Bodenständigkeit von besonderem Selbstbewußtsein geblieben. Der Boden ist ihr Reichtum. Wenn man ihre einfachen Holzblockhäuser sieht mit den behaglichen, wulstigen Strohdächern und den kleinen Zimmern, die so derb und schmucklos ausschauen, nur mit einem gewissen Prunk um die Heiligenbilder herum, dann möchte man kaum glauben, daß es doch recht bemittelte Grundbesitzer sind.

Diese Bauern brauchten am Schnittpunkte der wichtigsten Straßen ihres Landes eine Stadt als ihren Handelsmittelpunkt, der sie mit allen persönlichen und wirtschaftlichen Bedürfnissen versorgte, in den sie den Ertrag ihrer Arbeit zur Weitergabe bringen konnten. Aber es liegt in der Art ihrer Hartnäckigkeit und ihres steifnackigen Bauernstolzes, daß diese Stadt als ihre eigne Schöpfung auch rein von ihnen leben sollte und ihrer nicht Herr und Meister werden durfte. Man braucht nur die Bevölkerung von Lowicz zu betrachten, um das zu erkennen. Es gibt da eine kleine Kreisstadt von bescheidenster Ärmlichkeit. Polen und Juden wohnen darin ungefähr zu gleichen Teilen, vielleicht zwanzigtausend Menschen zusammen. Sie leben vom Handel, sie kaufen den Bauern ihre Erzeugnisse ab und liefern ihnen an Nahrung und Maschinen das, was der bäuerliche Hof sich nicht selbst herstellen kann. Der Bauernschädel ist hart, und der Handelsverdienst wird nicht groß. Es strömte kein Reichtum nach Lowicz zusammen. Der Boden hielt ringsum seine Kinder fest und gab keine Menschen für eine Industrialisierung

her. Die Kreisstadt wurde zwar ein mächtiger Eisenbahnknotenpunkt und Umschlagplatz, aber ihre Entwicklung blieb bei den Bauern des Kreises stehen. Sie sind die Herren, und die Städter dienen ihnen nur. Man muß sehen, wie beengt und zusammengedrängt die Menschen wohnen. Da gibt es an den Hauptstraßen kleine, schmale, niedrige Häuser. Zu ebener Erde liegen die Läden, lange, tiefe, aber wenig breite, gewölbeartige, dumpfe Räume, in deren Hintergrund die Waren lagern, selbst bei Tage ohne Kerzenlicht nicht zu sehen und nicht zu finden. Der Händler verbirgt seine Güter, anstatt sie zu zeigen. Er bringt nur ans Tageslicht, was von ihm verlangt wird, er ist ängstlich und verschüchtert. Man tritt durch das breite Tor in den düsteren, schmalen Hof. Da führt zunächst eine freistehende, durch ein Holzdach geschützte Treppe in den oberen Stock des Vorderhauses. Um den langgestreckten Hof aber, durch den mitten hindurch die kleinen, trüben Abwässer nach dem Rinnsteine der Straße fließen, liegt noch eine ganze Anzahl von Wohngelegenheiten herum, Hütten und Ställe, wahre Löcher, für die eine Familie einen Mietpreis von zwei bis drei Rubeln im Monat zu entrichten hat. Um einen einzigen Hof herum zählte ich siebenundzwanzig derartiger „Häuser", und nach einer oberflächlichen Schätzung wohnten im Vorderhause und in den Hinterhäusern zusammen etwa einhundertachtzig Personen. Alles ist überzogen von einer harten, uralten Schmutzkruste, überall ist die Luft dumpf und muffig. So wohnen die zwanzigtausend Menschen auf einem Haufen zusammengepfercht.

Lowicz hat zwei Marktplätze, die ein freundlicheres und helleres Bild geben. Da ist der alte Markt, der auf der einen Seite vollkommen beherrscht wird durch den Riesenbau der Stiftskirche. Mit ihrem mächtigen, schlanken Schiff und den wuchtigen beiden Türmen überragt sie alles andre. Die Gräber früherer Bischöfe und päpstlicher Stellvertreter in Gnesen und Polen liegen da, Kostbarkeiten und Heiligtümer sind aufgehäuft, reiche Schätze sind angesammelt. Die Wohnhäuser des Pfarrers und des

Vikars liegen hübsch und sauber eingebettet in große Obstgärten. Die zweite Seite wird gebildet durch das dunkelgraue, palastartige Magistratsgebäude und durch das Hotel Polski, das allerdings durch den Volltreffer einer Granate, für einige Zeit wenigstens, seiner Bestimmung entzogen bleibt. Gegenüber gibt es einige drei- und vierstöckige Häuser, in denen die Honoratioren des Städtchens, Rechtsanwälte, Ärzte, Offiziere, gewohnt zu haben scheinen. Abgeschlossen wird der alte Marktplatz endlich durch den gelblichen Riesenkasten einer Oberrealschule, die mit ihrem Internat und ihrer griechisch-orthodoxen Kirche eine Art Russifizierungsanstalt für die polnische Jugend gewesen sein mag. Die Straßen von Kutno und Piontek, von Kiernozia und Rybnow, von Sochaczew, Bolimow und Skierniewice münden in fünf mächtigen Verkehrsadern auf diesen Platz, und man kann sich leicht ausmalen, was für ein Leben zur Zeit eines Markttages hier geherrscht haben mag, wenn all die Bauernwagen und Händlerkarren hier auffuhren, und wenn zwischen Bretterbuden und Wagen sich hier der Verkehr abwickelte. Da wurde selbst dieser große Platz bald zu klein, und als die Stadt wuchs, schuf sie sich einen neuen Markt, der einen Teil des Verkehrs aufsaugte. Dieser neue Markt aber entbehrt nun der großen Häuser, des Glanzes, den die Kirche und die öffentlichen Gebäude dem alten Markte verleihen. Es ist nur ein weiter, riesiger, öder Platz, mit den üblichen schmutzigen Häuschen herum und einem eisernen Brunnen, zu dem stets eine Kette von Eimer tragenden Männern und Frauen pilgert. Freilich jetzt hat er den stolzen Namen Hindenburgplatz bekommen, und die Hindenburgstraße, und nicht mehr die Zdunskaja, verbindet ihn mit dem alten Markte, der jetzt Kaiser-Wilhelm-Platz benannt ist. Und es gibt auch eine Kaiser-Wilhelm-Straße, die wiederum vom Platze ausgeht; man hat eine Gendarmeriestraße, eine Mackensenstraße, eine Granatenstraße, auf der sich der Hauptverkehr der Munitionskolonnen abspielt. Der findige Ortskommandant hat durch diese Umbenennung mit rascher Energie für Ordnung des Verkehrs

gesorgt, jeder Kolonnenführer und jeder Einwohner kann sich nun rasch und sicher verständigen, ohne daß sich der deutsche Soldat an den unaussprechlichen polnischen Straßennamen die Zunge ausbisse, ohne daß es noch eine Verwechslung gäbe. Die Straßenumbenennung, so unwichtig die Angelegenheit an sich ist, bildet eines jener zahllosen kleinen Mittel, die unser Kolonnenwesen zu einer so vollkommenen, fast fehlerlos arbeitenden Maschine machen.

Lowicz ist die Hauptstadt an der Bzura und auf unserm Wege nach Warschau überhaupt die letzte größere Eisenbahn- und Handelsstadt. Da ist es natürlich, daß es hinter der Front unsrer Truppen eine ganz besondere Rolle spielt und daß es voll militärischen Lebens ist. Wir fanden Zeit und Muße, dieses Städtchen und sein altes wie sein neues Leben kennen zu lernen. Als wir ankamen, bald nach der Einnahme durch unsre Truppen, da war noch alles aufgeweicht durch den tagelangen Regen. In den Straßen gab es tiefe Löcher, wo die Granaten eingeschlagen hatten, Häuser lagen in Trümmern, fast alle Fensterscheiben waren zersplittert, Wagen steckten bis über die Achsen in Kot und Schmutz. Die Einwohner, Polen und Juden, blieben noch in ihren Häusern und wagten sich nicht hervor. Die Juden waren die ersten, die den Unterschied zwischen russischer Knute und deutscher strammer Disziplin erkannten. Ihr Handelseifer erwachte, die kleinsten Jungen und Mädchen erschienen bald mit Ansichtskarten, Süßigkeiten, Weißbrot auf der Bildfläche, und als erst die zahlreiche Einquartierung von Mannschaften und Offizieren in die Privathäuser kam, da gab es bald ein recht erträgliches und freundliches Verhältnis. Man gewöhnte sich an die Gebote der Straßenreinigung, des Freihaltens der Rinnsteine, der Sauberkeit der Höfe. Frost löste dann den Regen ab, und ein frischer Ostwind trocknete das Kopfpflaster. Dann kam der Schnee und verlieh diesem armen Städtchen ganz zauberhafte Reize. Die engen Höfe, die halbverfallenen Hütten, die riesenhaften Plätze, sie schienen im zarten Mondlicht unter ihrer weißen Pracht so gemütlich und traulich, so voll Kleinstadtpoesie. Und als es in

der Neujahrsnacht im Schneetreiben böllerte und krachte, als die Kirchenglocken läuteten und von fern und nah Soldatenlieder erklangen, da konnte einem recht heimatlich zumute werden.

Am meisten Leben und Bewegung hat der alte Markt, der Kaiser-Wilhelm-Platz, aufzuweisen. Über ihn flutet in endlosen Wellen weg, was durch die Stadt zur Front strömt: Kolonnen, Batterien, Schwadronen. Die Fensterscheiben erzittern, als ob wieder die Granaten kämen, wenn die feldgrauen Jungen ihre Lieder herausschmettern und wenn sich ihr „Haltet aus im Sturmgebraus" an den hohen Häusern des Platzes bricht. Es kommt ein großes Staunen in die Augen der Polen und Juden, wenn sie sehen, wie diese Soldaten mit jubelndem Sang an die Front gehen. Das waren sie vom Russen nicht gewöhnt. Schwermütig klang das Lied des Sibiriaken, dumpf und wehmutsvoll sangen die Tscherkessen ihre Heimatlieder, jetzt aber klingt zum Schritt und Tritt der Deutschen die ganze hohe Begeisterung mit. Wie stimmungsvoll war das jüngst in der Nacht, als sie, nach tagelanger Eisenbahnfahrt hier ausgeladen, durch die stockdunklen Straßen in ihre Quartiere zogen und ihre Lieder anstimmten; wie ergreifend war das, als die nach langen, schweren Wochen aus den Schützengräben abgelösten Mannschaften in strammer Haltung, als ob es zur Parade ginge, zum Ausruhen zurückmarschierten und der helle Klang ihres Sanges den schweren, dumpfen Tritt der festen Stiefel übertönte.

Über dem Marktplatz von Lowicz liegt so der Zauber der Begeisterung und liegt auch der Schleier der Niedergeschlagenheit. Hinter die Mauern, die die Stiftskirche umgeben, ziehen den ganzen Tag in kleineren und größeren Trupps die Scharen der russischen Gefangenen. Am Morgen formiert man sie zu Kolonnen und schiebt sie nach den rückwärtigen Stationen ab, man behält nur so viel zurück, um die nötigsten Arbeiten der Wiederherstellung und Reinigung der Straßen auszuführen. Die Kirche ist der einzige Platz in der Stadt, wo man mit verhältnismäßig wenig Wachmannschaften Tausende von Gefangenen

unterbringen kann. Aber wie muß sie diese Eigenschaft jetzt büßen! Ein dumpfer Qualm schlägt uns entgegen, als wir hereinkommen, brenzliger Rauch steigt in die Nase, gemischt mit dem üblen Geruch der Gefangenen. Die armen Kerle frieren natürlich, und so zünden sie sich in der Kirche Lagerfeuer an. Es ist ihnen streng verboten worden, kirchliche Gegenstände zum Feuern zu nehmen, allein man kann nicht zu jedem Kirchenstuhl einen Wachposten stellen, und so gibt es die ganze Nacht im Gotteshause ein Krachen und Hauen, ein Knarren und Knistern. Kostbare alte Holzschnitzereien werden zersplittert, alte Särge werden aufgebrochen und die Gebeine in irgendeine Ecke verstreut, das Chorgestühl der Priester, das schöne Gehäuse einer alten Wanduhr, Fahnenstangen, Altarbretter, alles wird zerhauen, verbrannt. Überall herum liegen sie um die spärlichen Feuer. Sie hocken um die wärmenden Flammen, sie knien und liegen, sie lungern herum, als ob es keine Menschen, sondern braune Pakete wären, die man wahllos durcheinander auf einen Haufen geworfen hat. Die Kirchenfenster sind bei der Beschießung geborsten, der Wind fährt durch die Öffnungen und läßt die Leute am Feuer erschauern. Er facht die Gluten zu hellen Flammen an, und gespenstisch lecken sie auf und suchen sich neue Nahrung. Ein Brand entsteht, der beinahe die kostbare Orgel vernichtet hätte, wäre nicht der Landsturm zu Hilfe gekommen. Am Tage hat vorn am Hochaltar ein Feldarzt seine Verbandstelle aufgeschlagen. Da werden die leichter Verwundeten verbunden und transportfähig gemacht, die Schwerverwundeten werden ausgeschieden und kommen in die Lazarette.

Lowicz hat eine ganze Anzahl solcher Russenlazarette. Man darf sich den Betrieb nicht allzu prunkvoll vorstellen. Die kleine Kreisstadt, deren Bevölkerung an und für sich elend genug in Haufen beisammenlebt, muß jetzt auch noch für die Einquartierung Raum zur Verfügung stellen. Alles, was mit der Etappe und mit der Besatzung zusammenhängt, die Feldpostanstalten, die Feldlazarette, die durchkommenden Mannschaften

und Offiziere, Menschen und Pferde, sie alle wollen untergebracht werden, und Wohnungen, die nach der Beschießung noch unversehrte Fensterscheiben haben, sind spärlich. Da hängt es sehr von der Geschicklichkeit und dem Organisationstalent des Einzelnen ab, was er aus dem ihm zugewiesenen Raum macht. Auch die Feldlazarette und mit ihnen die verschiedenen Russenlazarette haben keine andern Räume als Wohnhäuser; denn Schulen und Spital sind schon für die Zwecke des Kriegslazaretts belegt. So wird eben in den Zimmern frisches Stroh aufgeschüttet, ein schmaler Gang wird durch Planken und Bretter abgetrennt, die Fensterlöcher werden verstopft und verklebt, und das Lazarett ist fertig. Die Hauptsache ist ja der Operationsraum, und das Wesentliche ist der tüchtige Arzt. Überall in den Russenlazaretten fiel das rührende Vertrauen der Verwundeten zum deutschen Arzte auf. Die Stadtgemeinde Lowicz muß übrigens für die Verpflegung sorgen, und die deutschen Ärzte passen schon auf, daß da alles in Ordnung ist. Weitaus die meisten der Verwundeten leben fast besser, als sie es in der Heimat gewohnt waren. In einem der Lazarette lag ein verwundeter russischer Unteroffizier, der mit merkbar schwäbischem Dialekte Dolmetscher spielte. Der Mann unterschied sich kaum von seinen Zimmergenossen in Aussehen und Benehmen, aber er erzählte, er sei Deutscher, seine Großeltern seien eingewandert, und jetzt habe man alle „Evangelischen" gezwungen, gegen ihre Brüder zu kämpfen. „Wir fühlen deutsch," so sagte er, „es war schrecklich, die ganze Zeit unter den Gewissensqualen zu leiden." Der Mann war sichtlich froh über seine Gefangenschaft.

Lowicz benötigte für die große Zahl der ortsanwesenden und durchreisenden Offiziere bald eine Offiziersspeiseanstalt. Also nahm man ein früheres kleines Polenwirtshaus und schrieb an das Hoftor mit dicken weißen Kreidebuchstaben diesen Titel an. Es mag zwar mancher Frontoffizier, der in stiller Hoffnung auf unendliche Genüsse sich mit Hilfe der elektrischen Taschenlampe — was wäre der ganze Krieg ohne diese kleine Erfindung! —

durch die Pfützen des Hofes an den Reitpferden vorbeigedrückt hat, bitter enttäuscht gewesen sein, daß es hier nur Kartoffeln, Kraut und deutsches Beefsteak gab, wobei immer bei einem von den dreien der Vorrat ausgegangen war. Er mag noch mehr geflucht haben, daß überhaupt nichts zu trinken da war außer Tee. Dann aber wurde er von den andern getröstet, und man sagte ihm, daß es schon einmal Gänsebraten und Hühner, Erbsen mit Rauchfleisch und andre Feinheiten gegeben habe. Nur, wenn man den Gerüchten nachging, waren sie ebenso richtig wie die Frontgerüchte über alle möglichen kriegerischen Ereignisse: jedermann hatte davon gehört, niemand aber hatte die Kostbarkeiten je gesehen. Nur daß es beim Juden Ungarwein gab, war verbürgt. Zwei Sorten, zu einer und zu drei Mark die Flasche. Der eine war teilweise in der Krim geboren, und der teurere war noch mehr gezuckert. Ein paarmal gab es abends allerdings auch Bier, es sei hier aber lieber verschwiegen, welche Kosenamen man für diese Entweihung eines heiligen Namens erfand. Und trotz alledem war der kleine Raum, in dem eigentlich zwanzig Menschen Platz hatten und immer vierzig unterkamen, gemütlich und nett, wenn man da um die trübe Lampe oder um die Kerze herum saß und die Offiziere Erlebtes und Gehörtes erzählten, wenn der Rauch der Zigarren zum Schneiden dick wurde und man sich ganz insgeheim freute, wie jeder neue Ankömmling großspurig nach der „Speisekarte" und nach der „Weinliste" fragte. Immerhin, bald kam auch in Lowicz der „deutsche Unternehmer" an, jene auf lange Zeit sagenhafte Figur, die seit vielen Tagen mit einem Auto voll ungeahnter kulinarischer Schätze nach Lowicz unterwegs war, um dort ein regelrechtes Kasino zu eröffnen. Einmal hören doch selbst die Kraftwagenpannen auf. Ich habe es nicht selbst erlebt, aber man erzählte mir, wie große Augen der Mann machte, als er ankam. Man fragte ihn, wieviel Bier er mithabe, und da antwortete er stolz und siegessicher: „Zweitausend Liter!" Da drehte man ihn auf dem Absatz um und sandte ihn per Schub und per Auto wieder nach Gnesen,

er solle sofort neues holen. Daran, daß zweitausend Liter in einem ausgedürsteten Nest mit reichem Frontverkehr kaum ein paar Stunden reichten, hatte der Beste nicht gedacht!

Für alle solche leiblichen und geistigen Genüsse sorgt der Herr Etappenkommandant; er hat als Unterorgan einen Bürgermeister, einen Offizierstellvertreter, den man besser Oberbürgermeister anredet, wenn man etwas von ihm zu haben wünscht. Und da er jetzt auch Chef eines neuen Betriebes geworden ist, pflegt man ihn im vertrauten Kreise auch den Herrn Sittlichkeitskommissar zu nennen. Über die heiteren Seiten solcher Etappentätigkeit wird er wohl später Lebenserinnerungen veröffentlichen. Mit der Empfehlung dieser Lektüre gestatte man mir, über dieses heikle Thema hinweg zu dem reelleren Genusse der Badeanstalt zu kommen. Fürwahr, Lowicz hat eine Badeanstalt. Drunten, wo breit und sumpfig die Bzura fließt, wo auf der wiederhergestellten Eisenbahnbrücke ein bärtiger Landstürmer im weißen Schafspelz spaziert, dort unten steht an den Bäumen, in denen noch die zum Trocknen aufgehängten Fischernetze flattern, die Badeanstalt. Zwar das Dampfbad ist jetzt geschlossen, aber für die Offiziere gibt es Wannen, und für die Mannschaften hat man Brausebäder. Geduldig warten da alle Chargen, bis die Reihe an sie kommt, und der biedere sächsische Landsturmunteroffizier, der jetzt hier Bademeister ist, kann trotz der billigen Preise am Abend ein nettes Sümmchen an die Etappenkasse abliefern.

Etwas abseits von der Stadt liegt der Bahnhof von Lowicz. In den ersten Tagen sah man dort die schönsten und malerischsten Bilder. Das war, als noch Proviant- und Munitionsbetrieb vereinigt waren, als die Kolonnen in bunter Mischung anfuhren und luden, als in den Proviantzelten bei der Ausgabe von Brot, Getreide, Konserven und Liebesgaben sich die Mannschaften stauten und drängten. Da kamen viele hundert Tonnen täglich an und gingen weg, da herrschte scheinbar ein wildes Durcheinander, und es ging doch alles am Ende gut. Aber dann kam die heilige Ordnung allmählich doch. Der

energische Bahnhofskommandant, dessen Blicke durch Wagenwände und um die Ecke dringen, griff ein, es erfolgte eine Trennung von Munitions- und Proviantbahnhof, mit Unterabteilungen und allen sonstigen Ordnungsgeschichten, und das bunte Gewimmel von Wagen und Pferden, von Kanonen und Geschossen, von Maschinen und von Beutestücken hatte ein Ende. Und wie aus der Erde gestampft, standen eines Tages auch Doeckersche Baracken da, die die Verwundeten aufnahmen, bis der Lazarettzug sie in die Heimat führte. Es war plötzlich, als ob man nach jahrelangem Durcheinander in seinem Schreibtisch die Briefe in Päckchen ordnet und zusammenbindet. Die Ordnung war nicht mehr ganz so interessant, aber sie war schließlich notwendig. Denn je ordentlicher es hinter der Front aussieht, desto sicherer und erfolgreicher wird unser weiteres Vordringen.

3. Bei einer Fliegerabteilung

Der Propeller springt an und peitscht uns bald seine ratternde Melodie in die Ohren. Das rasende Drehen flimmert vor unsern Augen, das Hämmern und Stampfen des Motors braust in den Ohren. Jetzt lassen die Soldaten die Flügel los, und schon nach wenig Metern Anlauf heben sich die Räder vom Boden. Fast senkrecht schweben wir in der Luft und steigen himmelan. Scharfer, böiger Wind reißt an den Flügeln und schüttelt den Apparat, immer tiefer zurück bleibt die Erde. — Wir fliegen.

Es ist ein frischkalter Wintertag, dem allerdings zur kriegsmäßigen Fliegerei die Klarheit fehlt. In dreihundert Meter Höhe gibt es dicke Schneewolken, die jede Sicht verwehren. So runden wir nur in etwa zweihundert Meter Höhe über der Gegend. Es ist, als ob man im bequemen ledergepolsterten Auto säße, nur daß der Wind ein wenig schärfer die Ohren kitzelt, der Motor etwas lauter sein gleichmäßiges Lied singt, und daß man um so viel ruhiger und friedlicher hier oben sitzt, als wenn es über



Schlachtfest in Feindesland



Brücke über die Bzura bei Lowicz



Die Zelte einer Feldfliegerabteilung



Ein Pferdeidyll in Lowicz

löcherig-holperige Straßen ginge. Drunten breitet sich der duftig-weiße Schneeschleier über das Land. Er verbirgt allen Schmutz, er bedeckt alles Elend. Weiß glitzert und blinkt es überall, nur der Wind hat mit seinen Verwehungen seltsam riesige Zeichnungen in das große Feld gegraben. Hier schlängelt sich in mühsamen Windungen ein Bächlein durch die Landschaft, von oben gesehen eine zierliche Spielerei der Natur, von unten ein schnell fließender Fluß, der unsern Vormarsch lange gehemmt hat. Putzig ragen die Dorfhäuser mit ihrem dicken Strohdach aus Feldern und Fluren auf. Im Dunst und Nebel liegt hinten die Kreisstadt Lowicz, deren Kirchtürme über das Häusergewirr emporragen, mächtig, beherrschend, unmerklich aufgehend in die nebelhafte Unendlichkeit, gleich Riesen, die auf dem Boden stehen und in den Himmel mit den Köpfen reichen. Der Bahnhof sieht aus wie ein kribbelnder Ameisenhaufen. Nach allen Seiten hin streben die Geleise auseinander, bedeckt mit Zügen und rauchenden Lokomotiven. Hier sind auch die Landstraßen, schwarze, breite Striche in der weißen Ebene, voll von Menschen und Wagen. Sechsspännig in schlankem Trabe fahren die Munitionskolonnen, mühsam schleppen sich die Proviantkarren, wie geschickte Schlittschuhläufer winden sich die Autos durch. Endlose Ketten rollen da ab, ein Band ohne Ende schiebt sich vom Horizont zum Horizont. In steiler Kurve rundet das Flugzeug und saust dann mit dem Wind im Rücken voran. Wieder und wieder gleitet es aufwärts und hinab und dreht und wiegt sich, einer schlanken Tänzerin vergleichbar, sanft in den Kurven. Dann senkt es sich rasch, leise tastend greifen die Laufräder nach dem Boden, ganz unmerklich steht die Maschine mit leichtem Zittern vor den Zelten still. Hilfreiche Hände heben mich aus dem Sitze, und ein kräftiger Händedruck dankt dem Führer für den Genuß solcher Fahrt über dem winterlichen polnischen Lande.

Vor den Flugzelten hält eben der Hauptmann und Führer der ganzen Fliegerabteilung eine begeisterte Lobrede auf die deutsche Ingenieurkunst. Wie gut war es für uns, daß wir,

nach anfänglichem Liebäugeln mit dem französischen Gnomemotor, in harter Arbeit und mit Aufwendung hoher Kosten auf die deutsche Industrie vertrauten, die uns den Daimler-Mercedes-Motor schuf, der an Zuverlässigkeit und Güte nicht übertroffen werden kann. Wie bewährt sich jetzt unsere Wasserkühlung gegenüber dem französischen System der Luftkühlung, wie unser schwerer Doppeldecker gegenüber dem leichten zerbrechlichen Spielzeug, das für artistische Kunststücke, aber nicht für harten Militärdienst taugt! Und wie wundervoll in der Stille, ohne Ruhmredigkeit und Reklame ist die deutsche Fliegerei herangewachsen, die sich vor keiner andern heute zu verstecken braucht! Mein Führer klopft seinem Apparat auf die Flügel, wie ein Reiter das Pferd lobt, das ihn treu durch Not und Gefahren getragen. Fünfundachtzig Flüge in einem Monat hat er mit ihm gemacht, ohne daß der Motor ausgesetzt, ohne daß es eine Panne gegeben hätte. Ungeheures ist von den Flugzeugen verlangt worden, Ungeheures haben sie geleistet in der Aufklärung, im Einschießen der Artillerie. Gar manche unsrer Flieger und Beobachter hier tragen das Eiserne Kreuz erster Klasse für einen Flug, der Schlachten entschieden und Siege ermöglicht hat! Prächtige, frische, sehnige und stämmige junge Offiziere sind es, mit stahlharten Nerven und rascher Entschlußkraft, stolz und begeistert in ihrem Bewußtsein als Pioniere einer neuen Waffe, in dem Gedanken daran, trotz ihrer Jugend und des einfachen Leutnantsrangs ein so wichtiges Glied des ganzen Heereskörpers zu sein. —

Die Kraftwagen brachten uns in flotter Fahrt zu dem nicht weit vom Flugplatz entfernt liegenden gastlichen Heim der Flieger. Es war ein richtiges kleines Lustschlößchen, Arkadja benannt, das mitten im uralten Park sicherlich schon fröhlichere und traulichere Stunden gesehen hat. Es gehörte zum großen Rittergute Nieborow, das eines Fürsten Radziwill Eigentum war, eines Sohnes des bejahrten deutschen Reichstagsabgeordneten, den ja die Russen zu Beginn des Krieges auf einem seiner polnischen Güter abgefaßt und gefangengesetzt hatten. Da lagen

zwischen ehrwürdigen Baumriesen umgestürzte griechische und römische Baublöcke. Kunstvolle alte Torbögen erhoben sich mitten im Wald, die man schon als Ruinen gebaut hatte und die nun im Laufe der Jahre im Laub und Moos sich eingebettet haben. Da und dort stand zwischen Bäumen und Sträuchern versteckt eine alte Bildsäule, von irgendeinem Forum stammend. Auf einem kleinen Hügel sah man die Überreste einer gotischen Kapelle mit efeuumranktem, verwittertem Mauerwerk; dann gab es da auch eine alte Hütte in der Art einer italienischen Osteria mit Säulen und verwildertem Dach. Alles das schaute aus wie ein Bild tiefer Schwärmerei und heiliger Sehnsucht. So wirr und scheinbar kunterbunt die Anlage, so stimmungsvoll konnte sich das alles in einen grünen Wald und sanfte Rasenteppiche eingefügt haben, und an jedem Stück hingen sicherlich Erinnerungen einer schwärmerisch geliebten Frau oder einer verzärtelten Geliebten. Wie ein Spuk, wie ein Traum von der Antike und den sonnigen Gefilden des Südens zog es um die Säulen und Köpfe und Trümmer. Und auf einer sanften Anhöhe dicht über dem großen schilfumsponnenen Schloßteich blickte ein kleiner lauschiger Pavillon mit offener Säulenhalle nach dem Wasser hin. Wie muß es sich an milden Sommerabenden in dem schönen ovalen Raume mit seinem Marmorboden, mit den zierlich gedrehten Säulen und mit dem wundervollen Deckengemälde — der Sonnengott entläßt seine Pferde zur täglichen Fahrt und sie stampfen feurig in den Geschirren — geplaudert haben, wenn aus dem Nebenraum die leisen Klänge der Orgel herüberschwebten und über dem Wasser verklangen!

Jetzt hatte man wenigstens die Zeichen der russischen Invasion beseitigt. Hier waren Pferdeställe gewesen, und der Mist hatte meterhoch gelegen. Die Rinde der Bäume war von hungrigen Pferden bis über Mannshöhe abgeknabbert. Auch in dem Schlößchen selbst hatte es böse ausgesehen. Eine zügellose Soldateska hatte hier gehaust, alles war verunreinigt, beschmutzt. Die Flieger hatten erst Ordnung schaffen müssen. Zwar mußten

in dem kleinen Pavillon auch jetzt Pferde stehen, im Teeraum wie im Musikzimmer. Aber im Erdgeschoß des Schlößchens lagen unsre Mannschaften, Tannenreisig schmückte von Weihnachten her die Wände, Fahnen und Bilder gab es, und es sah trotz des Strohbelags, den die Schlafstätten boten, ganz heimelig und wohnlich aus. Ein Möbelstück, eine Gardine, einen einzigen Stuhl etwa hatte man freilich nicht vorgefunden! Im Hofe standen unter schützendem Zeltdach die zahlreichen Kraft- und Arbeitswagen der Abteilung, einer darunter, der mit einer kleinen Dynamomaschine sogar elektrisches Licht zur Beleuchtung des kleinen Anwesens lieferte. Und selbstverständlich gab es ein Telephon und auch eine famose Felddunkelkammer zur Entwicklung der photographischen Aufnahmen, die die Beobachter aus luftiger Höhe machten. Und es war auch ein Raum da, in dem die unangenehmeren Waffen der Flieger bewahrt wurden, die Bomben, jene kleineren „Tränentröpfchen" und die größeren „Kinderköpfchen", in ihrer harmlosen, hübschen Form großer Tropfen. Auch die gefürchteten Fliegerpfeile waren da, in großen Paketen. Sie sind ja eigentlich eine französische Erfindung, die uns im Westen recht viel Opfer, namentlich an Pferden, gekostet hat. Aber wir lernen auch vom Feinde und verwenden sie jetzt ebenfalls. Wir wollen ihm den Ruhm dieser Erfindung gar nicht schmälern. „Invention française, fabrication allemande" lautet der eingedrückte Stempel auf dem Eisenpfeil!

Auf schmaler eiserner Wendeltreppe kletterten wir in das erste Stockwerk hinauf, wo die Flieger selbst wohnten. Im blaugetünchten „Speisesaal", der mit seinen Generalstabskarten und altrömischen Bildern so recht den merkwürdigen Kontrast von einst und jetzt veranschaulichte, gab es ein gemütliches Fliegerfrühstück, dessen Hauptbestandteil, Erbsensuppe mit Schweinefleisch, die Feldküche lieferte. Denn nur des Abends gibt es besonderes Essen für die Offiziere, am Mittag holt man das Essen aus der vorzüglich arbeitenden Feldküche, die man auf einen Lastwagen aufmontiert hat. Und so löffelten wir aus Blechgeschirren und

Porzellantellern, aus Steingutschüsseln und Zinngefäßen diese köstliche Suppe, und wir tranken aus Likör-, Sekt- und Wassergläsern, wie sich's gerade traf, das in goldgehenkelter Teekanne kredenzte Bier, von dem ein kleines Fäßchen mit irgendeiner Kolonne aus Lodz gekommen war. Und es entwickelte sich an den ungedeckten Holztischen eine fröhliche Tafelrunde an diesem für kriegsmäßige Erkundungen doch zu dunstigen Tage!

4. Fahrt zur Front an der Rawka

(Vgl. zum Folgenden die Skizze zu Kapitel VI, 4)

Schon seit gestern trocknete ein eisiger Ostwind die Straßen, ohne daß er diese Arbeit bis heute hätte ganz zu Ende führen können. Denn der Morast dieser von den Kolonnen zerfahrenen, von Regen und Schnee durchweichten Straßen war ungeheuerlich tief, und nur das hochgelegene Mittelstück der Straße konnte man heute als einigermaßen fahrbar ansprechen. Zu beiden Seiten jedoch blieben immer noch Stellen, in die die Wagen beim Ausweichen tief einsanken, während einen leichten Fußgänger noch die trügerische Decke trug. Erfreulich ist es, daß man die Gefangenen jetzt systematisch zum Straßenbau heranzieht. Man hat jetzt auch für die Straßen zweiter Ordnung, die aber immerhin für den Kolonnentransport wichtig sind, deutsche Straßenbaumeister herangeholt, die mit Sachkenntnis an diese schwierige Aufgabe herangehen können und den Feldgendarmen und abkommandierten Kavalleristen rasch beibringen können, was das Wesentliche an einer Straßenausbesserung ist. In der Kirche in Lowicz hält man nun einige hundert Gefangene zurück, die sich allmählich mit solchen Arbeiten vertraut gemacht haben, und sie ziehen allmorgendlich, mit Schaufel und Spaten bewaffnet und von einem Fähnlein Reiter eskortiert, hinaus zum Arbeiten, in stattlichen Trupps, nach allen Richtungen. Sie sind froh, daß sie zu

arbeiten haben und daß sie Beschäftigung finden, die Bewegung bringt und mehr befriedigt, als dieses Herumlungern in der Kirche oder das ewige Eisenbahnfahren auf den Transporten nach Deutschland. Bei den Löchern der Straße wird dann Halt gemacht, und flink klettern die geschickten Sibirier auf die Bäume, um starke Äste abzuschlagen. Es gibt ja Waldstrecken genug, und in der harten Kriegszeit können auch die schönen Bäume an den Straßen nicht geschont werden. Die Äste werden zersägt, und die Stammteile werden in die tiefen Straßenlöcher gelegt, mit kleineren Ästen und Zweigen und dann mit Steinen und Erde überdeckt. Das wird dann nach Möglichkeit festgestampft, aber eine Dampfwalze gibt es natürlich nicht. Das Festtreten müssen schon die Truppen und die Wagen selbst besorgen. Ein Notbehelf ist diese Ausbesserung ja immerhin, und das ist die Hauptsache. Wenn nur die tiefen Straßenlöcher beseitigt werden, die soviel Pferdekraft, soviel Wagenräder und soviel Autoachsen schon gekostet haben.

Dank dieser fleißigen Vorarbeit kommen wir heute auf unsrer Straße gut voran. Leben und Bewegung herrscht da, der Strom der Kolonnen versiegt nicht, weder Tag noch Nacht. Mit sechs Pferden Vorspann bringen die Artilleriemunitionskolonnen ihre schwere Ladung nach vorn. Bescheiden mit zwei Pferden ziehen die Proviantwagen voran. Was für Gestalten man da zu sehen bekommt! Aus dem fernen Frankreich, aus Belgien haben Hotelomnibusse und Fleischerwagen den Weg nach dem Polenland gefunden. Man liest mit Behagen die stolzen Aufschriften ehemaliger Herrlichkeit und die munteren Scherze, die unsre Soldaten in Kreide dazu geschrieben haben. Der schwere deutsche Wagen rumpelt daher mit seinem Reserverad hintenübergeschnallt und jetzt auch schon vorsichtshalber mit den Schlittenkufen, die einfach unter die Räder angeschraubt werden sollen, um auf der Schlittenbahn rascher vorwärts zu kommen. Aber der Himmel tut uns den Gefallen nicht, uns die Früchte solcher Vorarbeit genießen zu lassen. Schnee gibt es wenig, der Winter ist mild, und

wenn wirklich einmal ein paar Tage der Schnee durchhält, dann kommt eines schönen Tages wieder eine Frühlingssonne und verwandelt alles in Schmutz und Schlamm. Selten trifft man zwischen unsern Kolonnen auch das kleine leichte polnische Wägelchen mit den nach unten zusammenlaufenden, ganz schief in der Achse sitzenden Rädern und den zwei elenden „Panje" Pferden davor. Und doch ist dieser kleine Wagen im russischen Train eine ganz vorzügliche Einrichtung. Er fährt auf Straßen, die der deutsche schwere Wagen gar nicht passieren kann, er ist zwar nicht sehr schwer zu beladen, aber er kommt dafür immer vorwärts. Freilich sieht er wie ein Kinderspielzeug aus gegenüber unsern schweren Lastautomobilen, die uns aber die allerglänzendsten Dienste leisten. Solch ein Lastauto frißt keinen Hafer und ist auch nicht so empfindlich wie ein Personenauto, es hält seinen Puff schon aus. Es befördert aber seine 20 bis 25 Mann oder noch mehr, wenn's not tut, und es nimmt schwere Zentnerlasten, zu deren Bewältigung sonst fünf oder noch mehr Pferdewagen nötig wären. Es ist wirklich erstaunlich, wie mit einer solchen Lastwagenkolonne, die ihre 30 Kilometer in der Stunde mit vollkommener Regelmäßigkeit macht, ein prachtvoll schneller und sicherer Verkehr von Etappenstationen zur Front ermöglicht wird.

Die Reiter und Fahrer sind heute alle kräftig vermummt, denn so ein schneidender, pfeifender Wind, der die Straßen hinunterfegt, ist auf die Dauer doch eine harte Sache, besonders wenn er in die Plandecken der Wagen fährt und die Insassen keine Bewegung haben. Aber es ist immer wieder eine Freude, feststellen zu können, daß unsre Soldaten mit allem Nötigen versehen zu sein scheinen, daß manche sogar drei und vier wollene Ohrenschützer übereinander ziehen können, und daß man sich in schöner Kameradschaftlichkeit aushilft. Die dem Wind und Wetter besonders ausgesetzten Leute stecken in dicken braunen und weißen Schafspelzen und sehen darin oft höchst phantastisch aus, als ob sie direkt aus der Mongolei importiert wären und eben aus Kalgan und den Pässen der großen Mauer Schaf- und Hammel-

herden oder Kamelkarawanen nach der chinesischen Hauptstadt Peking transportiert hätten. Dazu sind noch die Steigbügel mit Stroh umwickelt, oder sie sind auch mit Pelzvorschuhen ausgestattet, ganz wie orientalische oder chinesische Reiter einherzustolzieren pflegen. Auch die Pferdchen tragen jetzt ihre dicke Winterbehaarung und sehen darin zwar manchmal etwas struppig und ruppig aus, aber das wird ihnen ebenso gleichgültig sein wie den Menschen, wenn es nur warm hält. Am meisten erstaunt ist man immer wieder über das vorzügliche Pferdematerial, das uns hier noch zur Verfügung steht. Der größte Teil der Tiere hat doch den ersten raschen Vormarsch bis unter die Tore von Warschau mitgemacht, dann den anstrengenden und schwierigen Rückzug nach den deutschen Gauen, wo man sich neu gruppierte, und endlich wieder den neuen Vormarsch. Gewiß erzählen sich die Pferdchen, wenn sie die eintönige polnische Landstraße entlang ziehen und die Köpfe tuschelnd zusammenstecken, auch ihr Teil über diese sogenannten Landstraßen und über Ackerfurchen, die jetzt sich stolz Wege nennen! Aber sie werden dann auch rühmend ihrer Herren und Wärter gedenken, die mit aller Liebe und Sorgfalt für sie sorgen. Dieser Pflege, die so peinlich ausgeübt wird, als ob es Friedenszeit und Kasernendienst wäre, danken wir einzig und allein das kräftige und gesunde Aussehen des Pferdematerials. Freilich müssen jetzt die Pferde einer Kolonne auch einmal nächtelang auf freiem Felde zubringen. Aber ihre kleinen Geschwister in der mongolischen Steppe tun das ja auch jahraus, jahrein, sogar im härtesten Winter, und es bekommt ihnen gut. Das ist nur so ein dummer Mangel an Abhärtung des europäischen Geschlechtes, und bei einiger Übung gewöhnt man sich an die Kulturlosigkeit, so wie auch der Soldat an den Schützengraben! Denn auch die Pferdchen müssen jetzt patriotisch sein und Entbehrungen ertragen. Welche Riesensummen von Truppen werden jetzt in polnischen Dörfern auf engstem Raum zusammengepreßt und sind noch froh über diese Quartiere. Findet sich aber einmal eine unbenutzte Stube oder eine Scheune, flugs

stellen der Reiter und der Fahrer ihre Pferde hinein und sorgen zuerst für die Tiere, und da erlebt man es in Städten und Dörfern, daß Pferdeköpfe friedlich aus dem Fenster schauen und draußen angebundene Tiere mit den von drinnen herausschauenden eine Art Flirt zu treiben scheinen. Unsre Leute wissen ganz genau, was sie ihren Tieren schulden, und gar manche sprach ich, die lieber selbst Unannehmlichkeiten erduldeten, als daß ihre Tiere sie hätten ertragen sollen. Auch diese Sorgfalt in der Behandlung der Tiere ist bezeichnend für den Geist unsrer Armee, ganz abgesehen davon, daß sie sich ausgezeichnet bezahlt macht.

Zwischen Kolonnen und Reitern hindurch finden unsre Kraftwagen ihren Weg. Das dumpfe Donnern der Geschütze kommt näher und näher. Wohin das Auge sich richtet, trifft es auf die üblichen Bilder hinter der Gefechtsfront. Da fahren auf Leiterwagen Leichtverwundete zurück, und man findet unter ihnen viel Ausdauer und Standhaftigkeit im Ertragen von Schmerzen, viel Anerkennung für die Leistungen der Ärzte und das Sanitätspersonal, viel Trauer über die Verwundung und darüber, daß sie nun aus der Front müssen, und fast durchweg eine große heilige Begeisterung, bald wieder mit dabei sein zu können, bald zur völligen Niederwerfung des Feindes wieder selbst mit beitragen zu können.

In kleineren und größeren Trupps marschieren hier und da Soldaten in die Front zurück, teils Marschkranke, teils Leichterkrankte, die nun wieder zur Truppe zurückkommen, teils auch Ersatzmannschaften, die noch in keiner Schlacht gewesen und die nun voll Neugierde das ungewohnte Bild des Lebens hinter der Front in sich aufnehmen. Machtvoll klingt es in den Wintermorgen hinein, ihr kräftiges: „Haltet aus im Sturmgebraus“, und das wuchtige: „Zeigt dem Feind, zeigt dem Feind, daß wir treu zusammenstehn!“ Und auch das Lied, das von dem guten Kameraden und zugleich von der Heimat und dem Wiedersehen erzählt, jene merkwürdige Mischung der Melodien und der Stimmungen, die so bezeichnend für den deutschen Soldatengeist erscheint,

erschallt feurig, siegesbewußt, heimatlich sehnend und doch froh klingt es: „In der Heimat, in der Heimat, da ist es wunderschön!" An kleine Dörfer oder Häuser lehnen sich die Raststellen für die Kolonnen an. Da lodern die Lagerfeuer, und es wird zu Ehren des Rasttages gekocht und gebraten. Das ist ja die größte Freude des Soldaten, wenn er sich irgend etwas selbst zurechtbraten kann, was die Feldküche ihm nicht liefert! Drüben werden Pferde bewegt, rings im Kreise wird geritten, und ein bärtiger Wachtmeister fährt mit kräftigem Donnerwetter drein, als ob es auf dem Kasernenhofe eine Reitstunde wäre. Mit lustigem Peitschenknallen traben drüben Ulanen vorbei, an kräftigen Stricken treiben sie requiriertes Vieh vorüber. Daß schneidige Reitersleute nun elende Viehtreiber geworden sind, das paßt ihnen sicher nicht so sehr, und sie müssen auch manches stichelnde Wort hören. Aber schließlich ist es immer noch besser und standesgemäßer als der Schützengraben. Und ein Drittes gibt es doch jetzt in dieser Spanne der Stellungskämpfe nicht für den Reitersmann, wenn anders er nicht ein paar tausend Gefangene von der Front zurückführen darf. Das freilich tut er am liebsten. Dann sprengt er um den Zug der Viererreihen herum und kommandiert die Kerle und treibt sie zur Eile an und fühlt sich ganz in seinem Elemente. Aber wie gesagt: auch das Viehtreiben und das Handeln und Feilschen mit den Bauern ist jetzt Reitervergnügen geworden.

Wir nähern uns jetzt einer langen Kolonne von vielleicht 150 Wagen, die eben ganz allein auf der Straße fährt und sich natürlich die Straßenmitte ausgesucht hat: unsre Autos tuten und trompeten schon von fern, und da ist es erstaunlich und erfüllt einen mit Befriedigung über die Ordnung und Pünktlichkeit auch in diesen Dingen hinter der Front, wie jeder Wagen auf das Signal hin nach halb rechts einschwenkt und so die Mittelstraße im Augenblicke gesäubert ist. Dazu braucht es fast keiner Kommandos, keines Anschnauzers. Jedermann weiß, daß die Autos höhere Offiziere oder wichtige Befehle tragen, jeder weiß,

daß sie schnell voran müssen, jeder einzelne kennt da seine Pflicht und erfüllt sie unaufgefordert und ohne Lässigkeit. Mit welcher Pünktlichkeit und maschinenmäßigen Genauigkeit das aber geschieht, in dieser und in allen andern großen und kleinen Angelegenheiten, und wieviel rasche Auffassungsgabe und eigne richtige Erfassung der Sachlage darin liegt, das immer wieder von neuem festzustellen, macht Freude und erfüllt einen mit Stolz über solche Truppen.

5. In einem Stabsquartier

Es lagen da, kurzab von der Landstraße, ein paar unscheinbare Bauernhäuser, die man niemals als ein Dorf hätte ansprechen mögen, stände nicht ein hübscher, unaussprechlicher polnischer Namen in der Karte, Lasieczniki. Und da war ein Haus, nicht schöner und nicht häßlicher als die andern; und ein kleines Gatter umzäunte einen Vorgarten und ein alter Baum senkte seine Äste bis übers Strohdach. Aus dem Lehmverputz schauten noch die Balken des Blockhauses. Ein paar Telephondrähte liefen da zusammen, eine kleine schwarzweißrote Standarte flatterte im Winde, und auf einer alten Schultafel stand in weißer Kreide der neue Besitzer verzeichnet: In diesem Schlosse wohnte der Stab eines Armeekorps, das jedoch durch verschiedene Zukommandierungen bereits zu einer Armeegruppe angewachsen war. Fürstlich war dieses Stabsquartier wahrlich nicht, obgleich unter den Stabsoffizieren ein Oberstleutnant regierender Fürst war! Es gab da ein Gemach für den Kommandierenden und ein kleineres für seinen Generalstabschef, einen Obersten, der uns liebenswürdiger Führer und Erklärer war. Dann war ein Arbeitsraum vorhanden und ein gemeinsames Schlafzimmer, in dem die acht Insassen eng aneinander geschmiegt gerade auf ihrem Strohlager nächtigen konnten. Eine niedrige Holzbank, eine Blechschüssel, einige Kleiderhaken und übereinander geschichtete Holz-

koffer bildeten die Inneneinrichtung. Zähle ich zu den vier kleinen Zimmern noch die ehemalige halbdunkle Küche, die jetzige Telephonzentrale, so ist das Haus vollkommen geschildert. Nur der Herdofen im Zimmer des Stabschefs fehlt noch, mit dem praktischen Kupferkessel eines russischen Unteroffiziers, in dem das Wasser für den Grog brodelt. Es gibt täglich für die sechzig Offiziere des Stabes einen einzigen Eimer Trinkwasser (das natürlich ungekocht nicht verwendet werden darf!), und da heißt es jeden Tropfen wahren! Sehr üppig ist das Leben das Stabes überhaupt nicht. Auf dem Hofe steht die Feldküche, aus der gute und kräftige Mannschaftskost für alle Herren bezogen wird. Einzige Abwechslung sind des Abends ein paar russische Granaten, die mit rührender Pünktlichkeit etwa hundert Meter vor dem Hause donnernd und dreckspritzend krepieren. Rings herum in den Dorfhäusern wohnen und leben ähnlich die übrigen Offiziere, während die beiden größten Häuser des Ortes Lazarettzwecken dienen.

Die eigentlichen Hauseigentümer sind von dieser Einquartierung wenig erbaut, denn in den allenfalls noch zu Wohnzwecken in Betracht kommenden Scheunen und Ställen stehen die Stabspferde, und die eine Scheune dient als Versammlungsraum und sah einen stimmungsvollen und ergreifenden Feldgottesdienst zu Weihnachten und am Neujahrstage. Die Polen müssen sich also in Erdlöcher verkriechen, ähnlich den Unterständen in den Schützengräben. Ihr Eigentum bleibt aber unangetastet, und ihrem freundlichen Grinsen nach zu schließen fällt auch sonst manches für sie ab. Zur Vervollständigung dieses Bildes muß gesagt werden, daß der Stab geraume Zeit hindurch auch Eigentümer einer Kuh war, die für Milch und Butter sorgte, aber eines Morgens trotz aller Wachposten spurlos verschwunden war. Hätte man sie wieder, man wollte gerne dem glücklichen Diebe eine Geschicklichkeitsprämie bezahlen! Und verschwunden ist auch eine kunstvolle Bretterbudenanlage, die anscheinend einem an die primitivere Stange des Schützengrabens gewohnten Feldsoldaten zu prunkvoll erschien. Holz ist ein gesuchter Artikel, be-

sonders wenn die Arbeit des Zerkleinerns nicht mehr groß ist. Man nimmt, was man findet, Gartenzäune und — Bretterbuden, die man für unnötig hält.

Von der Vorderfront des Hauses des Stabes aus hat man einen prachtvollen Rundblick über die ganze Gegend. Da dehnt sich weit eine Talmulde in sanften Senkungen und Hebungen bis zum fernen Horizont. Und das ist ein modernes Schlachtfeld, das vor unsern Augen liegt. Im Vordergrund Kolonnen über Kolonnen, ruhende und rastende, fahrende und hastende. Hinter ein paar Häusern zur Rechten schwere Batterien, deren dumpfes Knallen herübertönt und von denen man das Aufblitzen des Schusses sieht. Vorn eine Ortschaft, deren Kirchturm in der Sonne blinkt, einst das heißumstrittene, jetzt aber fest in unsrer Hand befindliche Bolimow, und dahinter die dunkeln Linien langgestreckter Wälder. Hinter der tiefen Einsenkung geradeaus, in der sich der Flußlauf der Rawka unsern Blicken verbirgt, eine kleine Kapelle in einem Hain von Bäumen. Das Heiligtum selbst ist von den Geschossen verschont geblieben, aber ein Stab, der drinnen lag, mußte doch wegen des Geschoßhagels ausziehen. Zur Linken schließen sich ein paar ausgebrannte Gehöfte an, von denen nur noch die geschwärzten Schornsteine klagend gen Himmel ragen. Hinten am Horizont sieht man auf der ganzen Linie weiße Wölkchen zerspringen und langsam verwehen, schwarze Erdsäulen aufstehen und zerstieben. Schwärzlicher Rauch zieht langsam von dannen, es brennt an mehreren Punkten. Da ist das Schlachtfeld, auf dem gekämpft wird, da sind die Erdwerke und Schützengräben, die Feldartilleriestellungen. Am Abend mag das Bild an Schauerlichkeit und Größe gewinnen, wenn der Feuerschein den Horizont erhellt, die Schüsse aufblitzen und funken und der Geschützdonner in der nächtlichen Stille dumpfer und hohler klingt. Aber vom eigentlichen Kampf sieht man auch dann hier nichts. Bei Tage ist er ein genaues Einschießen der Artillerie auf die feindlichen Stellungen, ein Zusammenwirken der leichten und schweren Geschütze auf die gegnerischen Gräben, um die

Wälle und Unterstände zu zerstören, die Gräben auszuräuchern, die Nerven der Insassen zu zerreißen und zu peinigen. Die Infanterie hat Ruhe, hat nur aufmerksam zu wachen. Wenn aber dann die Dämmerung sich niedersenkt, die Nacht dunkelt, bis zum Morgengrauen, dann kommen die Vorstöße und Angriffe, die Versuche, die Linien vorzuschieben, die feindlichen Stellungen zu nehmen.

Bei Tag ist wenig zu sehen, wenig zu erleben. Da holt ein Mann ruhig und gleichmütig seinen Eimer Wasser aus dem Brunnen, der dort liegt, wo die feindlichen Geschosse einzuschlagen pflegen, andre bewegen die Pferde, die nächsten schauen der schweren Artillerie zu, als ob sie ein Spielzeug im friedlichen Manöver wäre. Aber vorn im Schützengraben liegen sie auf der Lauer. Da gehen die Wachen gebückt hinter den Wällen, weil drüben die Scharfschützen auf jeden Kopf zielen, da spähen die Beobachter hinter den Scherenfernrohren, da spielen die Telephone. Seit Wochen, seit Monaten geht das so. Da sind sie nicht aus den Kleidern gekommen, Offiziere wie Mannschaften, da erinnern sie sich kaum mehr der Zeiten, da man sich des Morgens waschen und die Zähne putzen konnte und da es Trinkwasser, einfaches Wasser in beliebigen Mengen gab! Die Schlacht, die beim Morgengrauen begann und mit der Dämmerung endete, und die Zeit, da ein Nachtgefecht eine boshaft unritterliche Ausnahme war, die gibt es nicht mehr. Der Heroismus der Rückentwicklung vom Kulturmenschen zum Höhlenbewohner ist an ihre Stelle getreten. Man staunt immer und immer wieder über die gute Laune, mit der das ertragen wird, man steht voll Rührung und Bewunderung vor den Menschen, die in den letzten fünfundvierzig Tagen einundvierzig Gefechtstage erlebten und die das mit einer Schlichtheit und Einfachheit erzählen, die geradezu Größe bedeutet. Gerade hier oben die Truppenteile haben Übermenschliches geleistet, jeder von ihnen ist wert, ein H e l d genannt zu werden. Das denkt man und fühlt man, wenn man über das weite Schlachtfeld blickt und fern am Horizont die Rauchwolken ziehen und die Schrapnellwölkchen flattern.

6. Die Motormörser der Bundesbrüder

Unsre Autos fahren noch ein kleines Stückchen die Hauptstraße voran und halten dann plötzlich dicht vor einer österreichischen Motormörserbatterie. Es ist gerade eine kürzere Feuerpause, und wir haben Muße, die berühmten Erzeugnisse der Pilsener Skodawerke zu besehen. Einen Teil davon in Augenschein zu nehmen, hatte sich schon früher Gelegenheit geboten. Das waren die eigentlichen Motorwagen, die den ganzen Park ziehen, der zum Mörser gehört. Das sind dicke, lokomobilähnliche Autos, wie gedrungene Ringergestalten, voll Schwerfälligkeit und voll Kraft. Eine breite gewellte Eisenplatte ist um die Räder gelegt und dreht sich im Kreise, die Spur zu bereiten und festzustampfen, in der nachher die schmäleren Räder der Batteriewagen laufen können. Alles an diesem Kolosse ist Eisen und Stahl, ist Technik und aufgespeicherte Energie. Und nun hatten wir in allernächster Nähe noch alles, was dazu gehört an Arbeits- und Beförderungswagen, und endlich das Geschütz selbst. Dieses Geschütz an sich macht zunächst gar keinen so überwältigenden Eindruck. Man glaubt, man stehe vor irgendeinem wissenschaftlichen Werkzeug einer Sternwarte. Kurz, dick und schwerfällig ruht es auf einer bescheidenen maschinellen Unterlage, die gestattet, es spielend im Winkel von hundertachtzig Grad zu drehen. Das ist alles aufgebaut auf einer genau vorbereiteten Betonschicht, und das Aufbauen selbst nimmt günstigenfalls nur zwei bis drei Stunden und selbst unter ungünstigen Umständen nur die doppelte Zeit in Anspruch. Eben wird an einem Rädchen das Rohr wieder aus der Querlage in die Höhe gedreht, und mit einem Winkelmaß wird genau der Richtungswinkel festgestellt. Ein junger Leutnant bittet freundlichst, einige fünfundzwanzig Meter zurückgehen zu wollen, dann kommandiert er Feuer! Ein Soldat hat die lange Schnur ergriffen und zieht. Ein Blitz, eine kleine weiß-

liche Wolke, aus der nur undeutlich das Aufbäumen des Rohres erkennbar wird, das, von Federn getrieben, wieder langsam und schwer in seine alte Lage zurückfällt. Man hat Mund und Nase aufgesperrt, man hatte Ungeheuerliches erwartet von einem solchen Rieseninstrument, und man ist einen Augenblick lang wohl etwas enttäuscht, daß solche großen Kaliber nicht mehr Geräusch machen sollen als einen so leichten, dumpfen Knall, geringer als der etwa unsrer Fünfzehn-Zentimeter-Haubitzen. Aber man wird gleich entschädigt. Denn in der Luft hebt nun ein Konzert an von wahrhaft übermenschlicher Größe. Das Geschoß hat mit seiner großen Anfangsgeschwindigkeit die Luft durchschnitten, und es ist, als ob sie vor Schmerzen aufbrülle. Ein wildes Stöhnen, ein unterdrücktes Kreischen und Schreien, ein Klirren und Zittern, ein Heulen und Brausen erfüllt die Luft und tönt vielleicht eine Minute lang weiter. Alles klingt, alles tönt mit, man weiß nicht mehr, welche Richtung das Geschoß selbst genommen, von vorwärts, von rückwärts, überall in der Luft ist das gleiche Beben und Schwanken, das gleiche Schwirren und Dröhnen, das nur langsam stöhnend verhallt und erstirbt. Da wird ein leichtes Krachen laut, die Holzhütte, die vor dem Geschütz stand und die schon gewaltig von dem Luftdruck gelitten hat, ist wieder ein Stückchen in sich zusammengesunken. Und ein lächerlich irdisches Klirren von Glas schreckt uns auf: zwei Scheiben an unserm Kraftwagen sind von dem Luftdruck zersprungen und zersplittern nun langsam zur Erde. Und dabei stand der Wagen doch seine dreißig Meter vom Geschütz entfernt!

Am Geschütz selbst ist man inzwischen schon wieder eifrig bei der Arbeit. Das Rohr wird wieder zur horizontalen Lage heruntergeschraubt, gereinigt und in seiner ganzen Weite wieder frisch ausgefettet. Die rauchende Kartusche wird herausgenommen und hinweggetragen. Eine mächtige Stange wird herangebracht, die an der Spitze einen mächtigen runden Watte- und Lappenbausch trägt, und damit fährt man dem Ungetüm in den Rachen, um ihn auszupinseln und zu reinigen. In einem zoologischen Garten



Unsere Sanitäter



General Litzmann mit seinem Stabe



Schießscharten in russischen Gräben



Gärtnerische Anlagen in einem Walddorf

sah ich einmal, wie man einem Rhinozeros den Hals auspinselte, und an dieses Bild wurde ich jetzt lebhaft erinnert! Inzwischen ist man aber unweit von dem Geschütze schon an andre Arbeit gegangen. Man hat das Lattengatter abgeschlagen, das um jedes Geschoß gelegt ist, und ein Flaschenzug windet nun den blitzblanken Stahlmantel in die Höhe, der seine wohlabgewogenen sieben Zentner wiegt. Ein Handwagen wird untergeschoben, das Geschoß senkt sich langsam darauf, und der Wagen fährt auf einer eigens angelegten Bretterbahn langsam hinüber zum Geschütz. Dort ist der Wagen genau so hoch, daß man das Geschoß bequem abschieben kann, und eine Stellvorrichtung und ein Hebeldruck genügen, um es dann bis dicht an die Rohrmündung hinaufzuheben. Ein kurzes Kommando: Legt an!, und die Kanoniere stoßen mit einer Stange das Geschoß hinein, bis es hart anklingt. Die Spitze schaut ein klein wenig aus dem Rohr heraus. Die Kartusche wird hinterher gestopft, der Verschluß wird betätigt, das Geschütz ist zum Feuern fertig. Aber der Beobachter der Batterie, der vorn an der Front sitzt, gibt ganz genau die Zeit an, wann gefeuert werden soll, wie er auch Richtung und Entfernung bestimmt, um danach den Aufschlag und die Wirkung zu kontrollieren. Inzwischen erteilt uns der junge Leutnant freundlich Auskunft, daß das eine der beiden Geschütze Grete benannt ist, und das andre zu Ehren der Ungarn Marcsa, was eine Abkürzung des beliebten Frauennamens Marischka sei. Er belehrt uns über die technischen Einrichtungen der Motormörser, und er gestattet uns, sie nach allen Richtungen und bei allen Betätigungen zu photographieren, wozu übrigens auch die liebenswürdigen Mannschaften gern bereit sind. An ihrer Haltung erkennt man, daß sie das Vergnügen nicht zum erstenmal genießen. Die meisten haben den Wunsch, natürlich auch einmal den Einschlag eines solchen Geschosses mitzuerleben. Da aber der seine reichlichen acht oder neun Kilometer weit nach vorn mitten zwischen den feindlichen Linien liegt, ist der Wunsch unerfüllbar. Wir haben ja in allernächster Nähe unsres Lowiczer Quartiers die beste

Gelegenheit zur Beobachtung! Dieser Trichter war uns erst gar nicht so sehr aufgefallen, bis eines schönen Morgens ein totes Pferd darin lag, das irgendwelche Kolonnen hier abgeladen und hineingeworfen hatten. Da erst sah man, daß leicht noch ein halbes Dutzend solcher Pferde drinnen hätten Platz finden können, und bekam Respekt vor solcher gewaltigen Arbeit eines Geschützes. Auf dem Marktplatz von Lowicz war auch eine solche Granate krepiert und hatte ein Loch gerissen, in das in der ersten Nacht unsrer Besetzung zwei Automobile hineinrannten, um sich jämmerlich da unten festzusetzen. Und das Hotel Polski, ausgerechnet das einzige anständige Hotel des Platzes, hatte gleichfalls einen solchen schweren Treffer abbekommen, wie auch ein Eckhaus, das ihm gegenüberstand, und das waren so Beobachtungspunkte genug für die gewaltige Wirkungskraft dieser österreichischen Mörser.

Unweit der Mörserbatterien steht eine Batterie unsrer Zehn-Zentimeter-Haubitzen. Stände der Feind näher und wäre seine Fliegeraufklärung besser, so wäre die ziemlich ungedeckte Aufstellung all dieser Geschütze kaum möglich. Aber so kann man's riskieren. Wie die Spielzeuge sehen unsre Kanonen aus gegen den dreimal stärkeren Bundesbruder. Aber sie vollführen dafür auch weniger Getöse. Nur der Knall ist unangenehm, klingt etwa wie ein stark vergröberter und verstärkter Schall einer Spatzenflinte. Drüben geht eben wieder ein Schuß der Mörser los, und die Luft heult in langgezogenen Tönen auf, als ob ein gepeitschtes Tier wildaufbäumend aufschrie. „'s is ejetiemlich," sagt ein Kanonier, der es nicht verleugnet, aus der Frankfurter Gegend zu stammen, „knalle dun se net so arch, awer schreie kenne se!" Der junge österreichische Leutnant mit der so knapp und eng anschließenden Uniform nimmt drüben mit königlicher Lässigkeit und Grandezza unsre bewundernden Lobsprüche entgegen. Aber aus seinem Auge sprüht doch ein Funken der Freude und des Stolzes.

7. Über die Rawka!

Die Kraftwagen bleiben zurück, und wir gehen nach vorn. Das Dörfchen Bolimow und die Straße liegen schon im Bereich des feindlichen Feuers, und daß in diesem Augenblick nicht geschossen wird, ist noch lange kein Beweis dafür, daß nicht im nächsten feindliche Granaten kämen. Die deutsche Artillerie pflegt nur nach sichtbaren oder doch nach festen Zielen zu schießen, deren Lage der Karte und Bodengestaltung nach sich berechnen läßt. Die Russen aber streuen scheinbar planlos das ganze Gelände ab. Sie beschießen nicht nur unsre vordersten Stellungen, sie senden ganz plötzlich auch einige Grüße an Orte, wo sich Stäbe, Kolonnen und Feldküchen weit hinter den Schützenketten sicher fühlten. Die Russen wollen damit das Gefühl der Unsicherheit wachhalten, die Nerven nicht zur Ruhe kommen lassen. Das dünkt sie zum mindesten ebenso wichtig wie der direkt anzurichtende Schaden an Werken und Menschen. Nur daß dieser Rückschluß von der eigenen auf die feindliche Gemütsverfassung trügerisch ist! Ich habe bei all unsern Besuchen an der Front nirgendwo eine besondere Angst oder Unruhe vor solchen feindlichen Zufallstreffern beobachtet. Die Leute kennen wohl die Gefahr, achten ihrer aber kaum. Kaltblütigkeit gemischt mit Gleichgültigkeit hat sich eingestellt. So auch heute. Da lädt eben eine große Proviantkolonne ihre Waren aus: Wein, Zucker, Gemüse, Brote werden an die Kompagnieempfänger ausgegeben, und die Gesichter strahlen, als auch die Materialien zum erwünschten Grog erscheinen. Dutzende von Feldküchen sind aufgefahren und verbreiten angenehmen Duft. Es gibt Gemüsekonserven mit Rindfleisch heute, und wir kosten sogar prächtiges frisches Wellfleisch. Da steht auch eine erbeutete russische Feldküche, und ein Koch erklärt einem uns für einige Tage zugeteilten amerikanischen Kollegen mit einem Stolz, als ob er der Erfinder sei, die Vorteile

der deutschen Maschine vor der russischen, die sich zur deutschen verhalte wie der Pferdeomnibus zur elektrischen Straßenbahn. Das notiert der Amerikaner heftig. Er ist entzückt von der Intelligenz des deutschen Mannes, von seiner Fähigkeit zu begreifen und zu erklären. „Der deutsche Schulmeister, der deutsche Schulmeister," sagt er immer wieder.

In den ersten Häusern rechts und links der Dorfstraße haben die einzelnen Regimenter und Verbände ihre Lazarette und Verbandplätze eingerichtet. Man sieht wenig Kranke oder Verwundete auf den Straßen. In den halbdunkeln Räumen der engen Gehöfte arbeiten die Ärzte, und es ist bewundernswert, mit welcher Schnelligkeit und Sicherheit sie ihren Dienst auch unter ungünstigen Verhältnissen versehen. Auch ein flüchtiger Blick in die engen Zimmer erkennt dieses köstliche Gut, das unser Heer mit sich führt, die peinliche Ordnung, die jedem Manne so fest im Blute sitzt und die alles durchdringt und beseelt. Man braucht als Gegensatz bloß einen Marktplatz wie den unsres kleinen Ortes zu sehen, den die Russen erst kürzlich verlassen haben. Da liegt der Schmutz von Monaten, der Pferdemist von Wochen, scharfer, durchdringender Gestank strömt davon aus, und unsre Stäbe, die in den Häusern am Platze sich niedergelassen haben, sind wahrlich nicht um ihre Aussicht zu beneiden. Es wird schon noch eine Weile dauern, bis man wieder die Pflastersteine sehen wird! Es gibt am Markte ein Haus, dem eine Granate just die Vorderwand weggerissen hat, so daß man ins Innere blickt, gerade wie beim Theater, wo dem Bilde die vierte Wand fehlt. Die Wohnstuben sind von den Besitzern verlassen, aber für einige Pferde gibt es dort am Kachelofen und unter der Wanduhr vor den Schränken, einen nicht zu verachtenden Unterstand.

Drüben hinter der Kirche haben österreichische Abteilungen sich niedergelassen und sind gerade beim Mittagsmahle. Es gibt das geliebte Gulasch mit Reis, und man ist schnell bei der Hand, uns etwas anzubieten, damit wir die Vorzüglichkeit der bundesbrüderlichen Küche erkennen möchten. Die Kirche selbst wird von

den Russen seit vielen Tagen beschossen. Sie geben sich besondere Mühe mit dem Kirchturm, auf dem sie vielleicht einen deutschen Beobachter vermuten werden. Getroffen haben sie bislang aber nicht, wenn sie auch die Umgegend mächtig beunruhigt haben.

Hinter Bolimow fließt eiligen Laufes die Rawka zu Tal. Die Brücke, die von unsern Pionieren neu geschlagen worden ist, war hart umstritten, und man empfindet es, wie schwer es gewesen sein muß, in diese Senkung hineinzustürmen, die von den jenseitigen Höhen aus unter dauerndem Feuer gehalten worden ist. Sumpfige Niederungen gibt es zu beiden Seiten, schützende Wälder für die Verteidiger, offenes Gelände für den Angreifer. Und doch haben wir es geschafft. Unsre Linien sind hier weit voran, wir können, wenn auch mit Vorsicht, weiter vorgehen bis zu einigen ausgebrannten Gehöften, wo wir Deckung finden. Die kleine Ortschaft Wies Bolimowska ist recht zerstört worden. Es riecht noch nach beißendem Rauch und knistert auch noch in den Balken. Ein paar mutterlose junge Ferkelchen laufen winselnd und jammernd herum. Unterhalb der Höhe stehen vorgeschobene Batterien und funken kräftig. Ein Surren läßt uns aufschauen, und wir genießen das schöne Schauspiel der Zusammenarbeit von Flieger und Artillerie. Flieger können ja ganz allgemein aufklären über Stellung und Nachschübe des Feindes, über seine Artillerie und das zur Beurteilung seiner Stärke so wichtige Leben hinter der Front. Hier aber gehört der Flieger zu der einzelnen Batterie, man winkt ihm von unten mit Flaggensignalen, und er antwortet nach der besonderen Verabredung mit farbigen Leuchtraketen, die man aufblitzen und am klaren Himmel mit einem langen weißen Rauchstreifen wieder vergehen sieht. Und gewiß merken es auch die Russen, daß nun nicht allein der Beobachter zu ebener Erde das Feuer lenkt, der bei aller Genauigkeit doch nicht so scharf sehen kann, sondern auch der Flieger, dem von oben her alles klar und deutlich erkennbar ist. Ruhig zieht er da seine Kreise und Schleifen, die Russen können ihm bei dieser Höhe kaum etwas anhaben. Jedenfalls fällt kein Schuß

gegen ihn. Das ist allerdings nicht immer so. Erst jüngst erzählte mir ein Flieger, dessen Landung ich beiwohnte, daß man einige zwanzig Schuß zugleich auf ihn abgefeuert habe und daß er die Schrapnellwölkchen, wie Perlen auf einer Schnur aufgereiht, nebeneinander um etwa hundert Meter zu kurz unter seinem Apparate zerspringen sah. Ein andrer Flieger schwebt jetzt zu andrer Stellung hinüber. Das nach trüben Regentagen wieder helle und klare Wetter wird fleißig benutzt.

Weit vorn sieht man durch das Glas die leichte Feldartillerie stehen. Ihr Platz ist ja bei oder unmittelbar hinter der eignen Schützenlinie, ihre Aufgabe ist das enge Zusammenarbeiten mit der Infanterie, bei der ihre Beobachter in den Gräben liegen. Die schwere Artillerie dagegen, mit ihrer größeren Reichweite, wird weiter rückwärts aufgebaut und vom höheren Stabe zu ganz bestimmten strategischen Zwecken angesetzt. Es wird ganz kräftig gearbeitet heute. Auch die Russen sind nicht müßig. Rechts und links platzen vorn ihre Schrapnells, und mächtige Säulen von Rauch und Erde bezeichnen die Einschlagstellen ihrer Granaten. Von allen Seiten dröhnt und hämmert es, und die Klänge strömen zusammen zu einem einzigen großen Grollen und Donnern, gleich dem Hallen der Gewitter in den Schluchten und Tälern der Berge.

Das ist alles, was wir von einer modernen Schlacht bei Tage sehen können. Erst in der Dämmerung kommt das Vorgehen, und erst am nächsten Morgen hören wir, daß die artilleristische Vorbereitung, die wir erlebten, erfolgreich war. Man hat in der Nacht ein wichtiges feindliches Erdwerk des Rawkaabschnittes, Borzymow, erstürmen können, und annähernd tausend Gefangene bildeten den Lohn unsrer Mühen. Freilich dachte man zunächst, daß nach der Eroberung dieses Werkes wohl auch die anschließenden feindlichen Gräben nicht mehr zu halten sein würden und wir im ganzen ein erkleckliches Stück vorwärts kommen würden. Aber noch in der Nacht kam ein weit überlegener russischer Gegenangriff mit einer mächtigen Überzahl von Truppen, und wir

mußten das eroberte Stückchen wieder räumen. In der darauffolgenden Nacht allerdings nahmen wir es wieder, und diesmal, um es ganz zu besitzen. Aber schon haben unsre Flieger gemeldet, daß die Russen weit hinten mit neuen Schanzarbeiten beschäftigt sind. Hinter der Rawka, die wir nun größtenteils beherrschen, gibt es das für sie ebenso günstige Gelände der Sucha und dann erst das der Pisia. Da wird noch gar viel Kleinarbeit zu tun sein. Die Arbeit im Rawkaabschnitt aber ist eine Kette von Heldentaten unsrer braven Truppen gewesen.

VI. An der Bzura

1. Etwas vom russischen Gegner

Nach den verlorenen Schlachten um Lodz und nach der Räumung dieses Platzes zogen sich die Russen auf der ganzen Front zurück. Die Kraft ihrer Offensive war vollkommen gebrochen, ihre Angriffsabsichten gegen Schlesien und Posen waren vereitelt. Der erste Vorstoß unsrer Ostarmee bis an die Weichsel, der mit raschem Ungestüm erfolgt war, hatte, ganz abgesehen von dem militärischen Erfolg gewonnener Schlachten, zweifellos auch seine politischen Rückwirkungen auf den Balkan. Gerade diese schienen wieder gefährdet, als dem deutschen Vormarsch der strategisch meisterliche Rückzug durch Polen bis an die deutsche Grenze folgte. Aufs neue wuchs den Russen der Mut zu einer Offensive, zu der wohl auch ihre Verbündeten drängen mochten. Sie zogen an Truppen zusammen, was nur verfügbar war, und wandten sich, mit den Vorschußlorbeeren ihrer Verbündeten geschmückt, wieder gen Westen. Da machten unsre neuen Siege ihren Hoffnungen ein rasches Ende. Es hat von jeher in Rußland einflußreiche Politiker und Militärs gegeben, die für Rußland gegen einen westlichen Feind eine Verteidigungstaktik auf der Linie Warschau—Iwangorod empfahlen, weil sie das Zarenreich zu einer Offensive für zu schwach hielten. Inzwischen hat aber die russische Armee aus der Niederlage auf den mandschurischen Schlachtfeldern zweifellos viel gelernt, und die französischen Milliarden sind nutzbringend für sie angelegt worden. Man wird bei uns das Urteil über die russische Verwaltung im allgemeinen nach den Erfahrungen dieses Krieges ein

wenig nachzuprüfen haben. Die Märchen von den halbverhungerten Gefangenen, von den zerrissenen Uniformen, von den sandgefüllten Granaten und Konservenbüchsen sagen das Gegenteil der Wahrheit.

Der russische Gegner ist, nach dem einstimmigen Urteil der Offiziere, die ich zu sprechen Gelegenheit hatte, ein durchaus achtenswerter, tapferer Soldat, wohlausgerüstet, gut genährt, voll persönlichen Mutes und Todesverachtung, ungestüm im Angriff und außerordentlich zähe in der Verteidigung. Fast überall rühmt man bei uns seine Geschicklichkeit in der Ausnutzung der Bodengestaltung, seine unglaubliche Fertigkeit im raschen Ausheben und schnellen Ausbauen der Schützengräben. Wir kämpfen ja gegen Schützengräben, die auch nach der kurzen Vorbereitung von nur wenigen Tagen schon Feldbefestigungen von Rang darstellen. Uns, die wir für das dem soldatischen Geiste sicherlich mehr entsprechende Begegnungsgefecht erzogen sind, bieten sich hier Schwierigkeiten genug. Der Kampf gegen solche Stellungen ist zeitraubend und mühselig. Da gibt es Erdwerke von einer Größe und Stärke, die uns Staunen und Bewunderung abnötigen. Hier ist Artillerie in Mengen eingebaut, und zwar auch die leichte Artillerie stets in Erdlöchern mit einem zwar nicht gegen Granatenvolltreffer, wohl aber gegen Schrapnellfeuer schützenden Dach aus Brettern, Sand, Ästen und Zweigen. Ein paar hundert Meter davor sind Scheinbatterien, die für unsre Flieger nur sehr schwer als solche erkennbar sind. Von dem Erdwerk aus führen Verbindungsgräben nach allen Seiten zu den vorderen und rückwärtigen Schützengräben, kurz, es entstehen Festungen unter der Erdoberfläche im Verlauf von ganz wenigen Tagen, die lange Zeit von leichter und schwerer Artillerie beschossen werden müssen, bis sie sturmreif sind und zur Nachtzeit in Angriff genommen werden können. Dann aber haben die Russen schon hinter dieser Front für eine neue gesorgt. An strategisch gut gewählten Punkten haben sie die Bevölkerung die erste grobe Arbeit verrichten lassen, und ihre Truppen haben darauf diese Abschnitte weiter ausge-

baut und befestigt. Das gleiche Spiel hebt dann von neuem an. Die feste Zuversicht, beim Rückzug eine solche neue Aufnahmestellung zu finden, läßt den russischen Soldaten in der vordersten Linie ausharren, solange es eben angeht. Übrigens weiß er nun auch, daß seine Vorgesetzten ihm fälschlich vortäuschten, die Deutschen knüpften ihre Gefangenen auf oder erschössen sie, weiß, daß er vielmehr eine sehr gute Behandlung zu erwarten hat. Und in dieser Hoffnung kann man ja um so ruhiger aushalten und sich, wenn nichts andres mehr zu wollen ist, gefangennehmen lassen!

Jedenfalls sind die Russen zäh und hartnäckig in ihrer Verteidigung. Allerdings war die Witterung ihnen bis jetzt auch günstig. Ihr langsamer Rückzug von Lodz begann, als eben wieder der Frost vom Tauwetter abgelöst und so die Grabarbeit wieder möglich wurde. Unser Vorgehen aber litt unter den Schwierigkeiten der Kolonne auf den morastigen Straßen. Nun ist seit Tagen leichter Frost eingetreten, der die Erde wohl gegen jene Maulwurfsarbeit widerstandsfähiger macht. Allerdings fällt es jetzt auch uns schwerer, im nächtlichen Angriff rasch Gräben und Wälle zur Deckung auszuheben, uns näher heranzugraben. Aber im ganzen wünschen sich unsre Soldaten doch ein wenig Frost, und sie lieben die Kälte, gegen die man sich schützen kann, sicher mehr als das feuchte, naßkalte, regnerische Wetter der letzten Wochen.

Die Russen wurden unter dauernden Kämpfen nach den Tagen von Lodz weiter zurückgetrieben, und der linke Flügel der Armee Mackensen steht ihnen nun in einer Linie gegenüber, die ungefähr vom Einfluß der Bzura in die Weichsel beginnt, dann dem Laufe der Bzura und später dem ihres Nebenflusses, der Rawka, folgt. Das Gelände ist für uns überaus schwierig. Die Bzura wie die Rawka fließen in ziemlich eiligem Laufe durch breite Niederungen, die oft Sumpfcharakter tragen. Über die Flüsse gibt es nur sehr wenige Brücken, an Übergängen, die leicht zu verteidigen sind. Wo wir uns überall den Übertritt erzwungen haben, geschah es nach heftigen und harten Kämpfen. Noch sind

nicht die ganzen Flußabschnitte in unsrer Hand. Die Russen wissen sehr wohl, um was es sich handelt. Sie sind in direkt östlicher Richtung von Lodz zurückgegangen und ließen sich sogar Rawa noch entreißen. Aber sie warfen ihre besten Truppen hierauf in den Rawka- und Bzuraabschnitt, um dort unserm linken Flügel ein Übergreifen zu wehren, das sie von ihrer Basis Warschau abgedrängt hätte. Das erklärt die Hartnäckigkeit ihres Widerstandes hier oben. Die Bodenverhältnisse sind allerdings so, daß sie für den Verteidiger zumeist ein gutes und bequemes Schußfeld ermöglichen, das für den Angreifer ebenso schlecht und schwierig ist. Und bei der Stärke der Feldbefestigungen hier ist es gestattet, ruhig bei den Kämpfen im Bzura-Rawkaabschnitt als von den Kämpfen um die äußersten, vorgeschobenen Positionen des Festungsbereichs von Warschau zu sprechen.

2. Bei hessischen Truppen an der Front

Es ist noch nicht an der Zeit, rückblickend der Leistungen einzelner größerer Truppenverbände zu gedenken. Ich habe mir sagen lassen, es würde dem Gegner Einblick in einzelne für ihn noch dunkle Abschnitte unsrer Strategie gewähren, wenn die Kriegsgeschichte der 25. hessischen Reservedivision im einzelnen bekannt würde. Aber so viel darf doch verraten werden, daß diese Division mit ihren nahezu einhundertdreißig Gefechtstagen und ihren sieg- und erfolgreichen Kämpfen im Westen und Osten mit einer Zahl von weit über fünftausend Gefangenen allein in den letzten zwei Monaten ihres Feldzuges in Rußland wohl mit an der Spitze aller deutschen Truppenverbände marschiert. Überall, wo es hart auf hart ging, sind die Hessen eingesetzt worden, und es paßt weder Führern noch Mannschaften recht in den Kram, daß man diese angriffslustigen Truppen nun seit ein paar Wochen in einer Stellung hält, die durchaus defensiven Charakter trägt. Als sie damals in ungestümem Vorwärtsstürmen drauflos gingen,

Wald um Wald nahmen, in mächtigen Sprüngen über die Felder wegsetzten, hier und da sich rasch mit Schaufeln und Spaten Deckung verschafften, dann aber wieder aufsprangen und dem weichenden Gegner nachdrängten, da glaubten sie, es ginge geradeswegs auf Warschau los. Den fliehenden Russen nach stürmten sie über die russische Kriegsbrücke über die Bzura weg, und es half dem Feinde nichts mehr, daß die Pfeiler und das Geländer schon mit Stroh umwickelt und mit Petroleum getränkt waren. Schon hoffte man auch, mit dem Feind in die nächste größere Stadt gelangen zu können, da wurde aus strategischen Gründen ein Teil der Truppen abgezogen und an andern Stellen vorgeschoben; da war ein Halten geboten. Und nun konnte der Russe einmal plötzlich eine Brigade gegen ein paar Kompagnien ansetzen, um den vorgeschobenen Brückenkopf über die Bzura zurückzunehmen, aber schon am nächsten Abend war er mit blutigen Köpfen wieder herausgejagt und auf seine Höhen zurückgetrieben.

Da liegt er nun in stark überhöhten Stellungen, von denen er auf die deutschen Schützengräben und alles, was dahinter liegt, an sichtigen Tagen einen wundervollen Rundblick haben mag. Hinter ihm befinden sich schützende Wälder, in denen seine Mannschaften lagern, hinter ihm liegen neue, überaus starke, seit Wochen und Monaten vorbereitete Erdwerke des Ringes der Bloniestellung, hinter ihm liegt das schützende Warschau mit einem Bahnnetz, das Truppenverschiebungen und neue Gruppierungen erleichtert und das gestattet, ermüdete Truppen aus der Schützenkette auf einige Tage in bequeme Ruhestellungen zurückzunehmen. Und vor ihm liegen die Hessen. Jeden Wagen, jeden Mann, der über die weiten Ebenen fährt, reitet und spazierengeht, kann er mit seiner Artillerie bequem beschießen.

In Frankreich wäre eine solche Stellung ganz undenkbar gewesen. Da gäbe es keinen Gutshof, kein Dorfhaus, das nicht die feindliche Artillerie planmäßig beschossen hätte. Da böte es auch keinen Schutz, daß der Gutshof, der das Stabsquartier der Division birgt, der Landbesitz eines hohen Offiziers ist, den man

vielleicht aus diesem Grunde schont. Da gäbe es nur Unterstände und wieder Unterstände. Leere und Öde der Felder bei Tag, und Bewegung und Leben bei Nacht. Das ist hier in Polen ganz anders. Den Russen nützt ihre vielfache Überlegenheit nichts, weil der Geist der Truppen zu einem schneidigen Angriff nicht mehr ausreicht. In einem von uns aufgefangenen Befehl war bewegliche Klage geführt über die zahllosen Überläufer, und es waren den Unterführern Mittel und Wege angegeben, diesen Krebsschaden des russischen Heeres zu heilen. Man griff sogar zu dem verzweifelten Mittel, den Soldaten zu sagen, wer gefangen würde, dürfte nach dem Friedensschlusse nicht mehr nach Rußland zurückkehren. Der russische Soldat fühlt es aber wohl: der Angriffsmut der deutschen Gegner ist trotz der augenblicklichen Defensive so wenig gebrochen, daß jede Bewegung, jedes Herausgehen aus den hochliegenden Gräben, jedes Herabstürmen auf die Ebene einen unmittelbaren und kräftigen Gegenstoß nach sich zöge, der den Feind bis weit in die eignen Linien hinein führen würde. Und deshalb bleibt der Russe ruhig liegen und knallt bei Tag und bei Nacht aus sicherem Erdunterstand Löcher in die Luft. Aber auch die feindliche Artillerie, von der wir doch wissen, daß sie ganz vorzügliche Beobachter und sehr geschickte Stellungen hat, ist wenig tätig. Gefangenenaussagen, denen man im allgemeinen wenig trauen mag, sprechen von großem Munitionsmangel bei der russischen Artillerie. Immerhin, als jüngst endlich die Sonne die grauen Schneewölkchen durchbrach und sofort sich der Himmel mit Fliegern bevölkerte, da traf es sich bei einem Spaziergange, daß ein deutscher Flieger sich fast über unsern Köpfen befand, und da gab es alsbald einen kleinen grauen Punkt am Himmel, ein kurzes Aufblitzen, ein weißes Wölkchen dehnte sich im Winde immer breiter aus, ein scharfer Knall tönte dann zu unsern Ohren, und Sprengstücke und Kugeln prasselten auf den festgefrorenen Boden. Ein Schrapnell nach dem andern legte der Feind da in die Nähe des Fliegers, und wenn sie auch alle zu hoch oder zu nieder, zu nah oder zu fern lagen,

es waren doch einige dreißig Schuß, die er da auf den einen unbequemen Fliegerbeobachter abgab, der sich gern einmal die Dinge hinter der russischen Front ansehen wollte. Auch unsre eigne Artillerie hatte an diesem Tage die seltene Gelegenheit, auf einen russischen Flieger zu feuern, der auf einem Sikorski-Apparat unsre Besuche erwidern wollte. Auch hier wurde kein Treffer erzielt, die Sprengpunkte der Schrapnells lagen zwar oft so nahe am feindlichen Flugzeug, daß man gespannt den Atem einhielt und halb ängstlich, halb in froher Erwartung auf den Erfolg des nächsten Schusses wartete. Aber der Flieger steuerte geschickt in hohe Wolkenwände und entschwand. Die Mannschaften der österreichischen Mörser, die in der Gegend irgendwo standen, durften wieder aus den Unterständen herauskriechen. Von den Mörsern wurden die schützenden Plandecken weggezogen und die künstlichen Bäume weggestellt, die das Geschütz den Augen der Flieger und ihren Bomben verdecken sollten, und die gegenüberliegende größere Stadt im Rücken der feindlichen Stellung bekam wieder ihre regelmäßigen Abendgrüße zugesandt. Die Russen funkten wie üblich noch ein wenig nach allen Seiten, beschossen zum Spaß noch einen Wagen, in dessen Nähe, etwa hundert Meter von uns entfernt, ein paar Granaten platzten, dann störte nichts mehr die friedliche Abendstille dieses köstlichen Sonnentages.

Es waren wundervolle acht Tage, die ich als Gast des Divisionsstabes der Hessen da draußen verleben konnte. Ein wenig schneite es wohl bisweilen, aber es war so mildes Wetter, es gab so weiche, linde Luft, daß man nur noch vom polnischen Rivierawetter sprach. Man ging Tag und Nacht in den warmen Kleidern mit allerhand Pelz- oder Wolleuntersachen, aber ohne Mantel spazieren, und diejenigen Mannschaften, die mit Ohrenschützern und Kinnwärmern und dergleichen Dingen sich vermummten, die taten es wohl nur, weil sie nicht wußten, wo sie diese wohltuenden Genossen vielleicht noch kommender winterlicher Tage sonst lassen sollten. Ich habe mich in diesen Tagen ein

wenig darum gekümmert, wie die Offiziere und Mannschaften ausgerüstet und verpflegt sind, und ich kann nur sagen, daß eine einzige Stimme des Lobes überall herrscht. Es ist ja rührend, und man möchte es nicht missen, wie die Post in unzähligen Säcken die Päckchen und Paketchen Tag für Tag anschleppt. Und nicht etwa um der Eßwaren und der Wollsachen willen jammert man, daß infolge der zahllosen Verschiebungen der Truppe die Weihnachtspakete noch nicht angekommen sind, sondern wegen andrer persönlicher Geschenke, wenn ich so sagen darf, wegen der gedanklichen Entbehrungen, die dieses Ausbleiben verursacht. Rein materiell gesprochen, ist es ganz erstaunlich, was die in dem jetzigen Abschnitte der Stellungskämpfe außerordentlich prompte und zuverlässige Feldpost alles heranschleppt. Jeder einzelne Mann bekommt so viel, die Kameradschaftlichkeit im Teilen ist so groß, daß sich oft schon Schattenseiten zeigen. Erst jetzt wieder sind drei tapfere, Mühsal nicht scheuende Herren gekommen und haben Liebesgaben der Kriegsfürsorge von Hessen-Nassau, insbesondere aus Frankfurt, mitgebracht: Zeitungen, Wollsachen, stärkende Getränke. Aber schon vorher sah ich in Gräben und Hecken zahllose alte Wollsachen, Decken, Unterhosen, Strümpfe. Wenn sie schmutzig waren, warf man sie einfach weg, weil man trotz der Ruhe der jetzigen Stellungskämpfe zum Waschen und Flicken zu bequem war und zudem sicher auf neue Sachen hoffen durfte. Und gegen diese Materialverschwendung, zu der der Reichtum an Liebesgaben und an Postsendungen manchen früher sparsamen Mann anreizt, helfen auch häufige und strenge Divisionsbefehle des gerade hier sehr besorgten und volkswirtschaftlich denkenden Divisionskommandeurs nur wenig. Die Truppe ist übrigens auch ohne die mehr Annehmlichkeiten und kleine Sondergenüsse vermittelnde Heimatpost von Heeres wegen durchaus glänzend versorgt. Ich bin mit dem Kommandanten des Stabsquartiers, der in trefflicher Fürsorge auch dessen vorzügliche Verpflegung besorgt, hinausgeritten zu dem Proviantmagazin, aus dessen Vorräten Stab wie Truppe ihre Bezüge holen. In muster-

hafter Ruhe und Ordnung, mit einer Pünktlichkeit und Genauigkeit vollzog sich da die Ankunft und die Ausgabe der Waren, daß man glaubte, im tiefsten Frieden bei einer Übung zu sein. Und dort habe ich mir die Verteilungszettel, wenn man so sagen darf, die täglichen Speisekarten von acht Tagen mitgenommen. Da gab es beispielsweise vom 18. bis zum 23. Januar pro Mann je zwei Zigarren und je zwei Zigaretten täglich, am 19. pro Bataillon und Abteilung je fünf Kilogramm Rauchtabak dazu, am 20. Kautabak, am 22. Rauchtabak, und zwar diesmal zehn Kilogramm, am 23. Kau- und Schnupftabak „nach Bedarf" und am 25. neben einer Zigarette pro Mann Rauch-, Kau- und Schnupftabak nach Bedarf. Da lagerten Fleischkonserven, Gemüsekonserven in Menge, riesige Käseräder, die mit einem alten Reitersäbel zerteilt wurden, so daß ungefähr jeden zweiten Tag auf den Mann fünfzig Gramm kamen; Streichhölzer und Petroleum gab es (pro tausend Mann fünf bis sechs Liter alle acht Tage hintereinander), Rum, Branntwein, Salz, Zwiebeln, Zucker, Kaffee, Tee, Kakao, Butter und ähnliches. Ich habe in den Schützengräben und bei den Kolonnen etwas herumgehorcht und überall die Auskunft erhalten: „Alles was wahr ist, wir werden glänzend verpflegt!" Und das allgemeine Urteil lautete so nicht nur für den jetzigen Zeitraum der Stellungskämpfe, sondern auch, bis auf ganz wenige Tage, für die Zeit des raschen Voranrückens. Die Intendantur klappte wundervoll, obgleich ihre Beamten keine geschulten Friedenssoldaten waren, sondern nur brave Kaufleute aus Frankfurt, Offenbach, Mainz und Worms. Nach dem Urteil andrer Berichterstatter, die bei andern Divisionen zu Besuch waren, soll es übrigens dort nicht anders sein, manche Vorurteile gegen gefrorenes Hammelfleisch und gegen Büchsenfleisch werden in diesem Feldzuge schon geschwunden sein.

Es ist kein Wunder, daß bei der guten Verpflegung und bei dem schönen Wetter der Krankenbestand der Division verschwindend gering ist. Trotz der Schutzimpfung kommen natürlich hier und da einmal ein paar Typhusfälle vor, weil die Leute immer wieder



Ein Unterstand westfälischer Pioniere



Artillerieprotzen in Fliegerdeckung



Die Jagdstrecke zu Kaisers Geburtstag



In der Pfeifergasse in Lodz

in Ermangelung von etwas Besserem das ungesunde und nicht abgekochte Wasser der Brunnen trinken. Bier gibt es ja nur wenig und nur schlecht. Das Gebräu von Lodz und Lowicz erfreut sich keines guten Rufes bei der Armee. Ein Glas Bier, das ist der am häufigsten geäußerte Wunsch der Leute, und daß trotz aller Bemühungen der Division die bestellten siebzehntausend Liter nicht zu Kaisers Geburtstag eintrafen, angeblich aus ganz märchenhaften „sanitären" Gründen, das war ein großer Kummer!

Ein ideales Stabsquartier war das kleine Schloß in der Ebene vor der Bzura. Zwar lag es im Bereich des feindlichen Feuers, und die kleine Kapelle, die sich der fromme Besitzer auf einem Hügel ans Parkende gesetzt hatte, hätte sogar einen äußerst bequemen Zielpunkt für die feindliche Artillerie abgegeben. In dem Park sah man auch die Spuren früherer Granaten, und ringsum in dem mächtigen Schlag prachtvoll aufgegangener Wintersaat lagen kreuz und quer die Schützengräben mit ihren Flankendeckungen, ihren Erdwällen und ihren Vorposteneinzellöchern. Drinnen aber in dem bescheidenen Zimmerchen hatte man dem Besitzer die Freude gemacht, den russischen Mist und Dreck auszuräumen und die Bilder seiner Ahnen wieder säuberlich aufzuhängen. Und so sahen diese Herren von durchweg gemütlich-genießerischem Typus beschaulich auf einen der harmonischsten und bei aller ernsten Arbeit fröhlichsten und liebenswürdigsten Stäbe, die es nur geben kann. Schlesier, Badener, Rheinländer und Hessen waren da in bunter Mischung, und wenn sich ihnen gar der Stab der Artilleriebrigade mit der schwäbischen Mundart und seinem prächtigen Brigadegeneral zugesellte, dann gab es hier gemütliche Sitzungen von unbegrenzter Dauer. Drüben in einem Nebenhäuschen hauste die medizinische Abteilung, vereinigt mit den Offizieren der Sanitätskompagnie, die ein Mitglied der ersten hessischen Kammer führte. „Alles, was einem in den Himmel verhilft, ist hier vereinigt," scherzte ein Offizier, denn auch die beiden Feldgeistlichen waren hier einquartiert, verschieden an Konfession, aber einig im Urteil über gewisse Un-

arten auch vom Herrn erschaffener Lebewesen im polnischen Strohlager. Dieses Haus zeichnete sich dadurch aus, daß es täglich größer wurde und bald eine Küche, bald sogar noch andre Räumlichkeiten umfaßte. Wie denn überhaupt der Besitzer des schönen Gutes erstaunt sein mag, wenn er plötzlich zwischen den Tannen einen prachtvollen Unterstand der Telegraphenarbeiter entdecken wird, und wenn er gar drüben auf dem großen Hofe die unterirdische Stadt der Pioniere seinem Gesinde wird anweisen können, das ihn ob dieser sozialpolitisch für polnische Verhältnisse sicherlich glänzenden Unterbringung hoch in Ehren halten wird. Denn die Pioniere haben hier eine Villenkolonie angelegt, die alles übertrifft, was ich bisher an solchen künstlerischen Leistungen gesehen habe. Da gibt es Mannschaftsstuben für ungefähr hundert Mann, die an der Längsseite in zwei Bettreihen übereinander schlafen. Auf der andern Längsseite stehen die Arbeitstische, alle durch wundervolles Oberlicht beleuchtet. Da hängt der Briefkasten mit pünktlicher Angabe der Leerungszeit, da sind Gewehrablagen, Kochöfen vorhanden, sogar der Abkratzer für schmutzige Stiefel vor der Türe fehlt nicht! Und in der Offiziershütte, die Küche, Wohnzimmer mit Bretterverschalung und Schlafraum für acht bis zehn Menschen enthält, stehen wundervolle Möbel und Bilderrahmen aus Birkenholzästen. Da ist alles eigne Arbeit, mit den einfachsten Mitteln hergestellt, mit Lust und Liebe durchgeführt. Und bei aller Anhänglichkeit an diese nun eben fertig gewordene neue Pionierstadt hegen sie doch alle den Wunsch, daß es möglichst bald vorangehe, daß sie aus der Behaglichkeit wieder in das hastende Leben der vorwärtsdrängenden Schlachten kommen möchten. Nur einer ist andrer Ansicht. Das ist der stämmige blonde Kyrill, ein russischer Gefangener, der als Diener der Artilleristen hier frei herumläuft und ein prachtvoller, brauchbarer Arbeiter ist, stets willig, stets vergnügt, stets hungrig, und der gar traurige Augen machen wird, wenn ihn eines schönen Tages hier irgendein wachsames Auge entdecken wird, das feststellt: Nanu, hier fehlt ja der deutschen Gefangenenziffer ein Mann, da

wird die Million nicht voll, der Kyrill hat hier nichts zu schaffen und muß nach Deutschland ins Gefangenenlager!

Je weiter man vom Stabsquartier aus nach der Front zu geht, desto mehr schwindet die Behaglichkeit. Schon die Erdhütten, in denen die aus den Schützengräben abgelösten Infanteristen stecken, sind mit den Wohnungen der Pioniere nicht zu vergleichen, wenn sie auch alle warm und den Umständen nach behaglich sind. Am ungemütlichsten ist es freilich ganz vorn in der ersten Schützenlinie. Aber selbst als ich dort eine Nacht weilte, im Unterstand des Regimentskommandeurs und seines jungen frischen Leutnants, da wurde nach dem reichlichen Abendmahl das Telephon eingeschaltet, und man hörte aus den andern Unterständen nun die abendliche Musik der Mundharmonikas. Da sang einer bayerische Verse, ein andrer wartete mit einer Schützengrabenparodie auf, „Still ruht der See", ein dritter blies den Zapfenstreich. Es gab selbst in den elenden Erdlöchern Fröhlichkeit, Lustigkeit und frischen Humor. Und draußen rasselten die feindlichen Kugeln ohne Unterlaß an die Backsteinwand des „Regimentsbureaus", das den edlen Namen führte: Zur fidelen Schießbude am Bzurastrande!

Am späten Nachmittage wanderte ich von dem Stabsquartier aus dort hinaus. Es war schon dämmerig, und Abendnebel stiegen auf und erschwerten dem Feinde die Aussicht auf das sonst seinen Gewehren so bequeme Terrain. Zwei stämmige Landwehrleute holten mich am Brigadestab ab und brachten mich nach vorn. Über unsre Köpfe heulten die Granaten unsrer schweren Artillerie weg, und um die Ohren sausten die Gewehrschüsse des Feindes. Er sparte nicht mit seinen Grüßen. Um diese Zeit gehen die Mannschaften der einzelnen Kompagnien zurück, um Essen aus der Feldküche zu holen, und da rechnet man drüben immerhin mit Zufallstreffern. Selten, wenn der Mond aus seinen Wolkenschleiern einmal für Augenblicke auf die weiße Schneedecke des Bodens herabblinzelte, mochte man wohl auch von drüben aus Personen unterscheiden können. Dann zischte

es immer bedenklich über uns, man hörte den Aufschlag der feindlichen Geschosse, und meine vorsichtigen Begleiter zogen mich hinter einen Busch zur Deckung. Aber schließlich kamen wir heil hin, und nach kurzem Aufenthalt ging es aus der zweiten Schützenlinie vor in die erste, zuerst einen kleinen Deckungsgraben hinab, und dann einzeln, in etwas beschleunigtem Lauf, über die Bzurabrücke, denn sie liegt vollkommen im feindlichen Feuerbereich, und der Russe ist auf sie eingeschossen. Trotzdem arbeiten in aller Seelenruhe die Pioniere allnächtlich daran und bessern die Schäden der Tagesbeschießung aus, stützen und kräftigen den Bau. Da fließt leise und fast unmerklich diese kleine Bzura, die jetzt so berühmt geworden ist. Noch ist sie gottlob nicht vereist, und nur an den Ufern klirrt leise eine dünne Eisschicht im Nachtwind. Das Feuern ist unregelmäßig geworden, bald gibt es einen Schuß, bald ganze Salven von drüben, und es prasselt an die Schützengräben, die Kugeln prallen auf und fliegen mit leichtem Sausen als Querschläger über uns weg. Da steigt eine Leuchtrakete auf und erhellt auf ein paar Augenblicke das Vorgelände. Unsre Vorposten glauben, feindliche Patrouillen gesehen zu haben, und feuern lebhafter. Sofort antwortet der Feind. Seine Leuchtrakete steigt nicht als heller Ball auf und verglimmt, sondern sie fährt als roter Punkt in die Höhe, zerplatzt dort in Dutzende von Leuchtkugeln, und die senken sich langsam wie ein Feuerwerk zur Erde nieder. Von den Nachbarkorps blitzt es auf, die Kanonen beginnen zu sprechen, das Maschinengewehr rattert wie ein Motor seine Musik. Es ist bald wie das Murmeln einer vorbeiflutenden Menge von Spaziergängern, anschwellend, absterbend. Dann wieder scheint es, als ob eine Wachtparade sich aus der Ferne nähere und der Trommelwirbel immer mehr anschwelle, um dann dumpfer und stiller ganz zu erlöschen. Dann kommt wieder aus nächster Nähe ein einzelner Schuß, dumpf und klatschend, als fahre die Kugel auf der Kegelbahn in die Kegel hinein. So wogt das hin und her, kein menschlicher Laut ertönt dabei. Nur die Pionierabteilung plaudert und scherzt, als ob sie

das Ganze nichts anginge, und schon trägt der Wind die Klänge zum Feinde hinüber, und die Kugeln kommen immer mehr in die Richtung. Plötzlich ein heller Aufschrei: „Au, mich hat's." Nicht schmerzlich, mehr erstaunt, unwillig über die Störung klingt der Ruf. Dann ist wieder alles still. Erst viel später hören wir, daß ein Pionier einen harmlosen Armschuß abbekommen hatte. Wir gehen jetzt durch die Gräben, die sich im Halbkreis als Schutz um die Brücke ziehen. Der Brückenkopf ist besonders wichtig, und jeder zweite Mann der Besatzung steht an den Schießscharten und sucht die Finsternis zu durchdringen. So geht es Tag für Tag, Nacht für Nacht. Die Leute hier vorn in den niedrigen Erdlöchern entbehren viel, ihre achtundvierzig Stunden Dienst verdienen reichlich die achtundvierzig Stunden Ablösung und ruhigerer Tätigkeit in der Reserve. Aber ihr Geist scheint stählern, ihr Mut ungebrochen, unbeugsam ihr fester Entschluß, durchzuhalten, bis ein wirklich lohnender Friede, der das ganze Reich für die Mühsal des einzelnen entschädigt, geschlossen werden kann. Mit vielen habe ich gesprochen, von keinem hörte ich es anders.

Nach langer Wanderung kamen wir wieder zurück zur Bzura und eilten im Sprung über die Brücke. Gerade schlug ein schweres Geschoß des Feindes klatschend ins Wasser. Unbekümmert um alle Gefahr sprangen da die Leute zum Wasser und zum Kahn. Denn der Einschlag tötet viele Fische und verschafft so willkommene Nahrung. Ja, der besonders findige Generalstäbler der Division wird demnächst sogar ein paar Pioniere, die Fischer von Beruf sind, mit belgischem Dynamit arbeiten lassen, und berechnet schon nach Zentnern, was er der Division hier an frischer Fischnahrung wird zuführen können. Denn die Bzura ist reich an Fischen, und wenn die Stelle am Brückenkopf abgeerntet sein wird, wird man sicherlich dem Feinde eine neue abnehmen, um den Betrieb fortsetzen zu können.

Mürbe wird ja der Feind schon werden, dafür sorgt die Artillerie, die unaufhörlich und mit gutem Erfolge seine Stellungen bearbeitet. Ich fand Gelegenheit, mit dem Artillerie-

brigadegeneral nach vorn zu reiten, und später, als das Reiten nicht mehr ratsam war, zu gehen, um die Stellungen der leichten und der schweren Artillerie und ihrer Beobachter zu besichtigen. Da lagen sie in Erdsenkungen gut eingegraben mit den weit nach vorn bis zu den Schützengräben vorgeschobenen Beobachtern. In die Strohdächer der Bauernhäuser waren schmale Schlitze eingeschnitten, und da übersah man durch Scherenfernrohre die Hügelstellung des Gegners. „Zentralhotel", stand über einem solchen Beobachterstand, auf dem Schild las man: „Reichhaltige Speisekarte, Importzigarren, Zigaretten, herrliche Aussicht ins Bzuratal und auf die Höhen. Täglich großes Kegelschieben, verbunden mit Freikonzert aus zwei Grammophonen. Zutritt nur mit reiner Wäsche." — „Hessische Grüße nach Rußland werden hier noch schneller als mit der Feldpost befördert," so stand an einer andern Höhle.

Munter und frisch sind diese Hessen, ein lustiges, lebendiges Soldatenvölkchen. Alle freuen sie sich auf den Augenblick, da man ihnen freie Bahn gibt, und sie hoffen, daß er nicht mehr fern sei. Und dann haben sie einen großen Ehrgeiz. Sie waren in Frankreich unter den ersten bei schwieriger Arbeit, sie waren in Rußland in der vorderſten Linie, sie haben die Engländer schon vor den Gewehren gehabt, nun möchten sie die ersten sein, die auch England selbst einen Besuch abstatten dürfen. Ich habe vielen von ihnen versprechen müssen, diesen ihren größten Wunsch zur allgemeinen Kenntnis zu bringen. Ich erfülle dieses Versprechen, und ich möchte, wenn sie zu dieser Tat gerufen werden, wieder unter ihnen weilen dürfen als ihr Gast, den sie so liebenswürdig empfingen und beherbergten.

3. Kaisertage beim Ostheere

Von allen Seiten kamen sie herangezogen, Kompagnien, Züge und kleine Trupps. Vor dem kleinen Gutshofe, der das Divisionsstabsquartier beherbergte, hatten die tüchtigen Pioniere aus Bret-

tern und Balken eine Rednerkanzel gezimmert, und die Sanitätskompagnie hatte dem Balkon und der Hausfront durch grüne Girlanden ein festliches Aussehen gegeben. Ringsherum im offenen Viereck standen sie da, Infanteristen, Pioniere, Sanitätsleute, Telephonisten und Postbeamte, wie sie sich gerade zu Kaisers Geburtstag hatten frei machen können. Bunt gewürfelt war die Schar, und recht kriegsmäßig war ihr Aussehen. Da sah man mächtige Kriegsbärte, und die Helmspitzen waren nach allen Richtungen hin eingeknickt und verbogen, weil die niedrigen Erdunterstände der Schützengräben dieser Verlängerung der an und für sich schön hoch gewachsenen deutschen Soldaten wenig günstig gestimmt sind. Wenige hatten Zeit gefunden, sich zum Feldgottesdienst etwas herzurichten. Wer aus dem Schützengraben auf einen Tag in die Ruhe der Reservestellung einrückt, der reinigt zuerst sein Gewehr, dann seinen Leib, und dann schläft und ruht er. Der Mantel wird doch am nächsten Tage wieder so lehmig und schmutzig, wie er zuvor war. Aber ob der Mantel grau, braun, schmutzig und fleckig ist, das ist von minderer Bedeutung. Das Auge eines Feldwebels ist ja im Kriege nicht so streng. „Und Gott siehet in die Herzen," so sprach der Geistliche mit hallender Stimme, als die getragenen Klänge: „Ich bete an die Macht der Liebe" verrauscht waren. Die russischen Geschütze, die sonst wenig tätig waren, sandten gerade in diesem Augenblicke ihre donnernden Grüße herüber, als ob sie der Stunde weihevollen, kriegerischen Ernst geben wollten.

Die Männer hingen an den Lippen der Geistlichen beider Konfessionen, die von Deutschlands Schicksal, von des großen Gottes Beistand, von des Kaisers frommem Sinne sprachen und die des Himmels Segen auf das Vaterland und seinen kaiserlichen Führer herabflehten. „Deutschland, Deutschland über alles!" klang der vielhundertstimmige Männerchor wuchtig in die Weite und übertönte für Augenblicke das Gewehrknattern und das Russenfeuer. Der Divisionskommandeur brachte dem Kaiser drei Hurras dar, und da mischte sich darein der helle Klang der 101 Schüsse

aus einer Salutbatterie, die am Park aufgefahren war. Aber es waren scharfe Schüsse, mit denen man, wie schon am frühen Morgen, auch den dicksten Russenschädeln Respekt vor des Kaisers Geburtstag einflößte. Und sie dröhnten noch als harte Begleitmelodie, als dann ein Leutnant vorgerufen wurde, dem durch Allerhöchsten Erlaß das Eiserne Kreuz erster Klasse verliehen worden war. Ein Flüstern ging durch die Reihen der Krieger: „Der hat es verdient!“ Ihre Augen leuchteten, als ob es jeder einzelne von ihnen bekommen hätte. Denn der junge Leutnant der Reserve, ein Oberlehrer seines Zeichens, hatte das ganze Bataillon in bedrängtem Augenblicke geführt. Er war eine schlanke, schöne Erscheinung, ein Leutnant von echt Liliencronschem Reiter- und Draufgängergeiste. In der Stunde der höchsten Gefahr, da „sprang sein Degen zischend aus dem Gatter“, und er entschied den Sieg. Ich war zufällig des Abends zuvor im Schützengraben und im Unterstande des Regimentskommandeurs, als man telephonisch durchsagte, der Leutnant solle morgen zum Feldgottesdienst kommandiert werden, weil er vor versammelter Mannschaft die Auszeichnung empfangen sollte. Seine Vorgesetzten hatten alle Hebel in Bewegung gesetzt, damit sie auch richtig eintreffe, und im Unterstand und im Schützengraben herrschte darüber eine Freude, als ob der Weihnachtsmann für alle gekommen wäre. Und nun stand er da, blaß und verlegen, dann röteten sich seine Wangen, und ein Strahlen ging von ihm aus, als er zu seinen Leuten zurücktrat und sie ihm alle, bis hinab zum jüngsten Freiwilligen, die Hand drückten und Glück wünschten.

Wiederum war ein Kaisertag. Aber diesmal war der Kaiser selbst zu dem Ostheere gekommen und war von Lodz her im Auto durch den klaren, schönen Wintermorgen hinausgefahren, um die Korps an der Front zu besuchen, ihnen Dank zu sagen und sie zu neuen Taten anzuspornen. In dem mächtigen Park des polnischen Magnatenschlosses von Nieborow war der Feldaltar errichtet, und um das schwarzweißrote Altartuch wogten in leuchtenden Farben die zerschlissenen Tücher von über

zwanzig Fahnen und Standarten der Regimenter. Wetterfeste, kräftige Leute standen dabei. Die Eisernen Kreuze blinkten auf ihrer Brust, auch die Erste Klasse war unter Unteroffizieren und Mannschaften zahlreich vertreten. Offiziere aller Waffengattungen, die seit Wochen und Monaten bei ihren Leuten in den Gräben gelegen hatten, sahen sich hier zum ersten Male wieder, und es gab manch freudiges Händeschütteln. Aber auch von gar manchem hieß es: „Gestritten viel, gelitten mehr; gestorben!"

Der Kaiser kam leichten Schrittes über den Sand, frisch, kernig, lebhaft, wie immer, um die Ohren den wollenen gestrickten Kopfschützer, wie ihn jeder Soldat und jeder Offizier hier draußen trägt. Schmetternd erklangen die Trompeten, die ersten, die ich im ganzen Feldzuge zu hören bekam, und das „Heil dir, im Siegerkranz" drang hinauf bis zu den Fliegern, die den klaren Wintertag zu Patrouillen- und Erkundungsflügen nutzten, während unten der Kaiser die Soldaten begrüßte. Der Feldgeistliche im schwarzen Talar stand auf der Kanzel, und bei Musikbegleitung und Motorenrattern schwebten feierlich die getragenen Töne himmelan: „Lobe den Herren, den mächtigen König der Ehren!" Dann sprach der Geistliche, kein Freund gequälter und gesuchter Worte, ein einfacher Soldatenpastor, der mit den Kriegern in die Schlachten gezogen ist und ihre Leiden wie ihre Siege kennt. „Rosse werden zum Streittage bereitet, aber der Sieg kommt vom Herrn." — Tue du das Deine, dann wird der Herr das Seine tun, so erklärte er das Bibelwort. Wir waren friedliebend, bis uns die Neider mit Krieg überzogen, wir sind mit Frömmigkeit und Festigkeit in den Krieg gezogen, manch rauher Krieger ist zu seinem Gott zurückgekehrt und hat so das Seine getan. Und Gott hat uns geholfen, von der Einnahme Lüttichs an, die nun genau sechs Monate zurückliegt, bis zu den letzten Kämpfen. Auf ihn vertrauen, auf ihn bauen, das schafft die Grundlage zum endgültigen Siege!

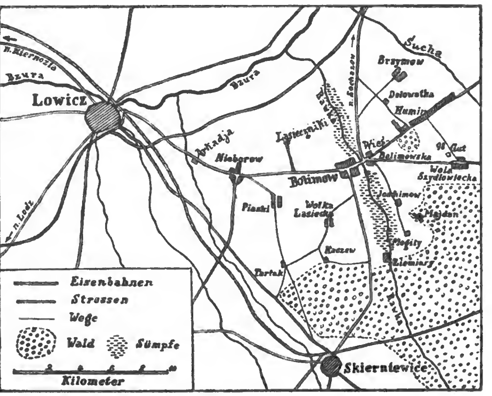
Ernst, nachdenklich stand der Kaiser allein vor seinen Generälen. Ein Klirren ging durch die Reihen, die Helme wurden abgenommen, als der Geistliche mit feierlicher Stimme das Gebet

sprach und die Waffen segnete zu weiterem Siege. Ein paar dumpfe Kanonenschläge trug der Wind da herüber, und es lag eine stille Rührung in aller Augen. Man wird wohl hart und mitleidslos im Sturm der Feldschlacht, aber man wird auch weich und empfindsamer im Kriege. Leise, zaghaft, noch ein wenig zitternd vor Rührung, klang es zuerst: „Wir treten zum Beten vor Gott den Gerechten." Aber lauter, immer machtvoller schwoll der Gesang an. Es war, als ob jeder einzelne Gottes strenges Gericht gegen die Schlechten und die Knechter anrufen wolle, und es brauste wie ein Schwur, wie eine unüberwindliche Siegeszuversicht, nicht mehr wie eine Bitte nur, nein, wie ein unbeugsamer Wille, härter denn Stahl und Eisen, durch den Tann: „Herr, mach uns frei!"

Die Gewehre wurden aufgenommen, die Bajonette aufgepflanzt, ein paar kurze Kommandorufe schreckten auf, dann wandte sich der Kaiser um und sprach, unvorbereitet und frei, langsam, jedes Wort betonend, mit scharfer, heller Stimme. Er knüpfte an das Wort des Geistlichen an, daß der Herr das Seine tun werde, wenn wir das Unsre tun: das Unsre, das ist die Gerechtigkeit, die wahre Grundlage allen Gottvertrauens, wie sie sein Urgroßvater, sein Großvater geübt, wie sie sein höchstes Ziel sei. Noch einmal hat das deutsche Volk seine Daseinsberechtigung zu erweisen, und seine gesunde Lebenskraft wird ihm den Sieg bringen. Die feindliche Übermacht wird gebrochen werden, denn der große Alliierte ist unser Verbündeter. Wir haben ein gutes Gewissen. Die Leistungen des Ostheeres sind vom ganzen deutschen Volke begeistert gepriesen worden. „Ich erwarte, daß Ihr Euch weiter so tapfer haltet. Der Feind muß niedergeworfen werden, bis ich meine Bedingungen des Friedens diktieren kann, gestützt auf die treuen Bajonette meiner Soldaten." Der Generaloberst v. Mackensen dankte im Namen der IX. Armee für diese feierliche Stunde und für die Worte, die vom Herzen zu offenen Herzen gesprochen seien. Die IX. Armee werde durchhalten bis zum Siege, und sie bekräftige von neuem das Gelöbnis zu ihrem Kaiser. Donnernd stiegen die drei Hurras in die Luft.

Der Gottesdienst war beendet. Der Kaiser ging die große Parkstraße hinauf zu einer Laube, und die Truppen schwenkten in Gruppenkolonne ein, um an ihm vorbeizuziehen. Ein lustiges Marschlied erscholl, das dann überging in die siegessicheren, begeisterten Klänge des „Fridericus Rex". Da warfen sie die Beine, die alten Landwehrleute mit den Urwaldbärten und die allerjüngsten Kriegsfreiwilligen, die bei diesem wuchtigen Tritte noch gar nicht so recht mitkonnten. Sie hatten das wohl auch nie geübt in ihrer kurzen Ausbildungszeit, aber nun auf einmal konnten sie es, denn es riß sie mit, ihr Herz war dabei, ihre Augen sprachen für sie. Tränen der Rührung rannen da alten, weißhaarigen Offizieren über die Backen, als die alte und die junge Garde hier mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen vor ihrem Kaiser vorbeizog. Der Boden zitterte, als diese langen Reihen da herunterkamen. Dann verlief sich der Schwarm. Mannschaften und Offiziere kehrten zurück zu den Unterständen und den Schützengräben. Der Kaiser nahm oben in einem kleinen Saal des schönen Schlosses ein einfaches Frühstück ein. Unter den weißen Tischdecken schauten die von den Pionieren roh gezimmerten Brettertische heraus, und je weiter man vom Kaiser weg saß, desto spärlicher wurde der Vorrat an Bestecken und an Servietten. Kriegsbrot stand auf dem Tisch (ich darf aber wohl verraten, daß man sonst in Polen noch vergnügt seine Semmeln zum Frühstück bekommt!), und es sah alles nach kriegsmäßiger Einfachheit aus.

Und am Abend, da ging sicherlich das Telephongespräch bis vor in die vordersten Schützengräben. Die mit dabei waren, die mußten erzählen, wie es gewesen, wie der Kaiser ausgesehen, was er gesprochen. Und inzwischen fuhr der Monarch durch das Spalier von Reitern und Fußsoldaten zurück nach Lodz. Dort war seine Anwesenheit rasch bekannt geworden, und Fenster und Straßen waren dicht besetzt mit Neugierigen, die den „Kaiser" sehen wollten. Es war ein großer Tag, nicht nur für die Soldaten, diese erste Anwesenheit des Kaisers auf polnischem Boden.



Die Kämpfe bei Bolimow-Humin

4. Die Kämpfe bei Bolimow-Humin

Die Stellungen unsrer Truppen in Polen südlich der Weichsel folgen zunächst ungefähr dem Laufe der Bzura auf deren westlichem Ufer. Weiter südlich in der Gegend Kozlów Szlächecki haben wir die Bzura überschritten, und der ganze Abschnitt des Zusammenflusses von Bzura und Rawka ist unbestritten in unserm Besitz. Erst viel weiter südlich am Anfang der großen Waldungen, die sich dann bis Skierniewice hinziehen, also etwa bei dem einstigen Dorf und jetzigen Trümmerhaufen Ziemiary, ist unsre Linie wieder auf das westliche Ufer der Rawka zurückgebogen und verläuft von da in südlicher Richtung. An anderer Stelle habe ich darauf hingewiesen, daß die Russen jenseits des Flusses in stark überhöhten Stellungen in so großer Übermacht liegen, daß ein Frontalangriff kaum angängig scheint. Ungefähr das gleiche gilt für den Rawkaabschnitt südlich von Ziemiary. Unsre Stellungen dort entbehren nicht der landschaftlichen Reize. In den ungeheuren Waldungen voll schlanker, kräftiger Tannen und Kiefern liegen überall prachtvoll ausgebaute Unterstände für Mannschaften und Pferde, lodern die Flammen wärmender Holzstöße auf, Soldatenlieder klingen von fern, und zwischenhinein schallt die Axt und brummt die Säge. Die Mannschaften braten und kochen und warten auf den Befehl, die Munition vorzubringen. Ringsherum im Walde liegen versteckt und durchweg famos eingebaut unsere schweren und leichten Batterien und senden ihre Geschosse zum Feinde hinüber. Man muß auf die Pferde achten, wenn man durch diese Wälder reitet und Roß und Reiter durch den Knall eines Schusses aufgeschreckt werden, der plötzlich dicht daneben aus einer unsichtbaren Batterie auftönt. Der Russe ist wenig entzückt von dieser geschützten Aufstellung unserer Geschütze. Er findet sie nicht und streut daher von Zeit zu Zeit mit Granaten und Schrapnells den ganzen Wald ab. Vielleicht sieht er auch hier und da einmal Beobachtungsstände, die natur-

gemäß etwas über die Baumwipfel herausragen. Jedenfalls prasselt gar oft der Schrapnellregen ins Geäst, fern, nahe, hüben und drüben. Aber wer könnte solcher Zufallstreffer hier achten? Es stört keines Menschen Ruhe, selbst wenn die schweren „schwarzen Schweine“ kommen, jene mächtigen Granaten, die Bäume entwurzeln und tiefe dunkle Trichter in den weißen Schneeboden reißen und die manchmal zum großen Leidwesen der Telephonleute ausgerechnet die Strippen zersprengen und die Verbindungen stören. Solche Zufälle sind immerhin häufiger, als man denkt. Jüngst noch war ich in einer Stellung, wo feindliche Infanteriegeschosse allnächtlich den dünnen Telephondraht zerschnitten, der über eine Bergkuppe lief.

Im Schutze des Waldes konnte man hier unten an der Rawka nahezu gefahrlos in die Schützengräben gehen, die so tief in den weichen Lehmboden geschnitten sind, daß man aufrecht in ihnen spazieren kann. Durch die Schießscharten, in denen die Gewehre schußbereit liegen, sah man hier hinunter zur Rawka. Jenseits, in einer Entfernung von vielleicht zweihundert Metern, gab es eine Bodenwelle, die sich die Rawka entlang schiebt, und auf ihr feindliche Gräben und Schießscharten. Mit einem Zielfernrohr an der Büchse könnte man sicherlich in jede einzelne Öffnung hineinlangen, aber leider scheint uns der Russe in der Verwendung solcher Waffen noch über zu sein. Jedenfalls anzugreifen waren diese beiderseitigen Stellungen kaum. Man veranstaltet da bei Tag und Nacht das sogenannte „Beruhigungsschießen“, um zu beweisen, daß man noch da ist, und um sich wach zu halten; man schiebt wohl auch in der Nacht Patrouillen und Beobachtungsposten bis zum Flusse und bis zu einer darüber führenden Brücke vor, aber weiter ist an dieser langen Linie hier ebensowenig zu wollen wie nördlich an der Bzurastellung.

Bei dieser Sachlage ist es ohne weiteres klar, daß, wenn man den Stellungskampf nicht auf einen völlig toten Punkt gelangen lassen wollte, man zwischen diesen Stellungen, also in der Gegend östlich von Bolimow, angreifen mußte. Zwar sind auch dort

die russischen Gräben geschickt in Bodenerhebungen eingeschnitten, und von hier bis Warschau zieht sich ein Schützengraben hinter dem andern durchs Gelände. Der Offensivgeist der uns an Zahl offenbar überlegenen Truppenmassen des Gegners ist vielleicht für ein großes strategisches Vorgehen kompakter Truppenmassen nicht mehr ausreichend, in der Verteidigung und im wilden Angriff einzelner Verbände gegen Teilstellungen unserer Linie ist der Russe nach wie vor ein achtenswerter Gegner. Wollte man ihn also um ein beträchtliches Stück seiner Stellungen zurückdrücken, wollte man vor allem gewisse Unebenheiten unsrer Linie ausmerzen, die dem Russen von stark befestigten Erdwerken aus eine Flankierung unsrer Gräben ermöglichten, so mußte man unsere Überlegenheit in der Bewegung von Truppen, in der Zusammenziehung artilleristischer Verbände, kurz gesagt, unsre Überlegenheit der Strategie ausnutzen. Das ist in den Tagen vom 31. Januar bis in den Anfang Februar hinein geschehen, und die wohlvorbereitete und schneidig durchgeführte Aktion der Armee Mackensen hat uns nicht nur die erwähnte Verbesserung unserer Linien gebracht, die Erstürmung starker feindlicher Werke und Gräben, sondern sie hat auch die russische Gefechtsstärke um rund dreißigtausend Mann vermindert. Etwa sechstausend davon haben wir in Gefangenschaft genommen, sechs- bis zehntausend Tote und sicherlich über fünfzehntausend Verwundete blieben als Opfer eines der mächtigsten Artilleriegefechte. Man hatte seit einigen Tagen die Vorbereitungen getroffen, eine große artilleristische Streitmacht in diese Gegend zusammenzuziehen, und hatte das so bewerkstelligt, daß keine andre Stelle der langen Front ihres artilleristischen Schutzes beraubt wurde. In der Nacht vom 30. zum 31. Januar, etwa um die dritte Morgenstunde, begann diese Riesenzahl von Rohren kurz zu sprechen; es war wie eine kleine Hauptprobe, um das Instrument einmal einzuspielen, und man war kaum aus dem Schlafe aufgewacht, als auch alsbald alles vorbei war. Es war aber nur ein kleiner Vorgeschmack zu dem Höllenlärm, der Punkt $7^1/_2$ Uhr in der Morgenfrühe anhob, als

eben die Sonne sich anschickte, die Schleier der Nacht zu durchdringen. Da brach es los, als ob die Erde sich auftäte und Feuersäulen gen Himmel brächen. Der Boden zitterte und schwankte wie bei einem Erdbeben, die Luft war voll von einem einzigen Dröhnen und Sausen, das sich betäubend auf die Nerven legte. Ängstlich flatterten die Krähen über die Schneefelder, und verschüchtert stoben die dichten Haufen der Sperlinge auseinander. Die Pferde spitzten die Ohren und tänzelten unruhig umher. Zu Anfang unterschied man noch deutlich die einzelnen Schüsse und die Kaliber, das leichte Feldgeschütz, die Haubitzen, den scharfen Knall der Zehn-Zentimeter, der wie eine ungeheuer starke Spatzenflinte klingt und immer wieder die Ohren zerreißt und peinigt. Der dumpfe Ton der österreichisch-ungarischen Mörser mischte sich darein, und man vernahm noch ganz klar das Sausen der Luft, ihr höhnisch gelles Lachen. Allmählich verschwammen die Klänge und schob sich das Rauschen zusammen. Ein einzig Grollen und Rollen wurde es, ein langgezogenes, schmerzvolles Stöhnen der zerrissenen und verwundeten Erde, ein Tönen von so gräßlicher Qual, daß jedes Wort verstummte. Wie der Gewitterschlag in die Berge fährt und noch lange zwischen den Felswänden in den Tälern verhallt, wie der Sturmwind das eben noch ruhige Meer zu brüllenden Wogen aufpeitscht, die brausend über dem Schiff zusammenschlagen, so schwoll diese Sprache an, ebbte ab, wurde lauter, heftiger, überschrie sich und kam von einem scheinbaren Höhepunkt zum immer noch schaurigeren Getöse. Bis plötzlich nach drei Viertelstunden der ganze Lärm schwieg und nur noch einzelne Klänge die Luft durchschnitten. Eine Feuerpause war eingetreten, ein Fesselballon ging dick und schwer, in seiner ganzen Prallheit von der Sonne bestrahlt, auf, und eine Schar von Fliegern bevölkerte den Himmel. Sie schraubten sich hoch, machten einige Schleifen, ein paar weiße Schrapnellwölkchen zersprangen in ihrer Nähe und wurden vom Wind weggetragen, und dann setzte plötzlich wieder das Feuer der Geschütze ein, und das Konzert begann von neuem.



Alte und neue Kirche von Strykow



Die Hunde Bzura und Rawka
vor dem Stabsquartier



Wache im Schützengraben



Am Maschinengewehr im Graben an der Rawka

Der Divisionsstab, dem ich für die Gefechtstage zugeteilt war, war inzwischen hinausgefahren nach einem reizenden Forsthäuschen. Es gehört nebst einem Teil der Wälder, die an die berühmten Jagdgebiete des Zaren in Skierniewice anschließen, dem Fürsten Radziwill. Nahe diesem Forsthause, in den Wirtschaftsgebäuden, war ein Feldlazarett errichtet, und am Waldrand schaute aus den Tannen der kräftige, dreistöckige, zwischen dicken Stämmen errichtete Gefechtsstand der Division mit dem Scherenfernrohr auf der höchsten Plattform. Dort oben durfte ich neben dem Divisionskommandeur und seinem Generalstabsoffizier der Entwicklung der Dinge beiwohnen. Pünktlich ein Viertel nach 10 Uhr verstummte das Höllengetöse der Geschütze und löste sich wieder in ein reguläres, wenn auch immer noch kräftiges Einzelfeuer auf. Die Entfernung wurde jetzt vergrößert, so daß die Geschütze hinter die feindliche Schützengrabenfront gegen etwaige Nachschübe von Mannschaften, Munition und Verpflegung wirken konnten, während vorn der deutsche Sturm einsetzte. Das Wetter war klar und sichtig. Weiß leuchtete unter uns eine große Schneefläche, dunkle Wälder schlossen sich an, und weit hinten lag, abermals vor Wäldern, wiederum ein schmaler weißer Schneestreifen. Dort brachen jetzt die deutschen Schützenlinien zum Sturm vor. Deutlich sah man durchs Fernrohr jeden einzelnen Mann und dahinter in etwas dichteren Verbänden die Reserven. Gewehrknattern und das Rollen des Maschinengewehrs setzte ein, auch in dem gar nicht für Operationen bestimmten Teile unsrer Division, der im Walde am Rawkaufer eingegraben war. Hier wollte man nur den Feind festhalten und einen etwaigen Gegenstoß und Durchbruchsversuch verhüten. Prachtvoll, wie im Manöver, war der Fortgang des Gefechts zu verfolgen, das dauernde Vorrücken, das Stocken, das Wiederinflußkommen der Linien, bis der Dampf der Geschütze und der Staub der Aufschläge am Nachmittag die Sicht verwehrten und es zu schneien begann. Ein Wagen brachte aus dem Stabsquartier einen einfachen Imbiß für die Offiziere. Ringsum im Walde gab es ein lustiges Ab-

kochen. Im Feldlazarett richtete man die Strohlager her für die am späten Nachmittag in Krankenwagen ankommenden Verwundeten. Es waren nur einige zwanzig, zumeist leichtere Fälle. Der Hauptkampf spielte sich drüben bei der Nebendivision ab, von deren Verlusten man nichts zu sehen bekam. Aber es packte einen doch ein leichtes Grauen und Gruseln, wie sie da aus den Wagen gehoben wurden, bleich, starr, mit roten, durchgebluteten Verbänden, kalt und frierend, noch verwirrt und benommen vom Kampfe. Da humpelten und wankten sie hinein und schlürften gierig den warmen Kaffee. Kaum einer war da, der gewußt hätte, wo er verwundet wurde, wie der Kampf vorn stand, wie groß die Verluste waren. Sie waren zum Sturm angesetzt worden und waren, dem Beispiel ihrer Offiziere folgend, in treuer Pflichterfüllung vorgegangen. Daß sie vorwärts gekommen wären, das wußten sie, wie weit, ob entscheidend oder nicht, unter welchen Umständen, das konnten sie nicht übersehen.

Den ganzen Nachmittag war der Gefechtsstand des unsichtigen Wetters wegen nicht mehr verwendbar. Nur gegen Abend leuchtete die Sonne gerade vor dem Untergehen noch einmal in rötlicher Glut durch und beschien mit ihren letzten Strahlen das Gelände, da war aber der Kampf schon über die Waldstreifen weggegangen, und es gab nichts mehr zu sehen. In allen Farben schillerte der Schnee, die Tannenwipfel vergoldeten sich, und rasch senkte sich die Nacht, eine mondhelle Nacht, die erfüllt war vom Halle der Geschütze und vom Knattern der Gewehre.

Das Abendessen im Stabsquartier war wie gewöhnlich ruhig und einfach. Man wußte noch nicht genau, wie weit man gekommen war. Die Kämpfe hatten hin und her getobt, ein Schützengraben war genommen und wieder verloren worden, an andern Stellen war der Vorstoß weiter gelungen. Ein Scherz machte die Runde. Ein Regiment habe um eine Stunde zu früh angegriffen, die Russen in ihrem Graben überrascht und gefangengenommen. „Nanu," habe deren Führer gesagt, „wie kommen Sie denn schon hierher, ich denke, der Sturm beginnt erst in

einer Stunde?" Wahr wird der Scherz ja nicht sein, aber doch gut erfunden. Es wurde bei Tisch auch schon erzählt, daß nach den Meldungen von vorn das Artilleriefeuer den Russen schwere Verluste zugefügt haben mußte, da die Gräben voll lagen von Toten und stöhnenden Verwundeten, und daß ein Regiment um die Erlaubnis gebeten habe, weiter vorrücken zu dürfen, weil es in den eroberten Gräben zwischen den Leichenhaufen und dem Gewimmer der Verwundeten nicht auszuhalten sei. Erst in der Nacht erfuhr man dann sicher, daß einige neue Gräben fest in unsrer Hand seien und daß etwa 1000 Gefangene nebst einigen Maschinengewehren der Lohn des Tages gewesen seien.

Am nächsten Morgen war der Stab schon frühzeitig im Forsthaus und verlegte seinen Gefechtsstand, da es zu unsichtig war, weiter nach vorn. In den Häusern und Hütten des Dorfes lagen noch eine ganze Anzahl Stäbe verschiedener Truppenverbände, und ringsum standen in Zelten und rasch gezimmerten Bretterhütten, mit einem Dach von Zweigen und Ästen, Pferde, lagen in Erdlöchern und in Unterständen Mannschaften, die in der Reserve gehalten wurden. Vorn an der Front wurde nach der Erstürmung der quer zur Landstraße liegenden Häuser Humins um die ersten Häuser des langgestreckten Ortes gestritten, das Wäldchen vor der Ortschaft kam in unsre Hand, zur Rechten wurde der Ort Majdan erstürmt und trotz rasender Gegenangriffe gehalten und damit eine Stellung am Waldrand gewonnen, die den Russen verbot, unter dem Schutze des Waldes vorzubrechen. Den Gefallen, in den von Schützengräben durchzogenen Wald nachzudringen, tat man ihnen natürlich nicht. Den ganzen Tag hielt man die rückwärtigen Verbindungslinien des Feindes unter Feuer, aber auch er schien seine Munition in der Nacht ergänzt zu haben und antwortete tüchtig, ohne allerdings viel Schaden zu tun. Am späten Abend kam die Meldung, daß nördlich vom Gutshofe Wola Szydlowiecka die Höhe 98 genommen sei, die zwar an sich nur eine unbedeutende Erderhöhung, bei der Stärke der russischen

Befestigungen darauf aber doch wertvoll für den Fortgang der Operationen war.

Der Morgen des 2. Februar war wiederum düster, und Schneeflocken wirbelten in der Luft. Es wurde viel geschossen, aber ohne daß die Artillerie sich so hätte einschießen können, daß es ein kräftiges Wirkungsschießen gewesen wäre. Das gelang erst um die Nachmittagsstunden. Da lag man sich in den Schützengräben so nahe gegenüber, daß die Mannschaften sich mit sandgefüllten Konservenbüchsen bewerfen konnten. Als aber dann die Sonne durchbrach und die Geschütze bessere Arbeit taten, war es mit einem Male mit der Spannkraft der russischen Nerven vorbei, und Überläufer kamen in großen Scharen. Man sah, wie so oft, daß die Mannschaften die Hände hochhielten, während einzelne Leute nach rückwärts flüchteten. Das waren sicherlich Offiziere, die erkannten, daß sie ihre Leute doch nicht halten konnten, und wenigstens so viel soldatischen Schneid hatten, sich nicht mit gefangennehmen zu lassen. Tatsächlich waren unter den 1600 Gefangenen, die am späten Nachmittag dieses Tages dem Kommandierenden General zum Verhör durch den Dolmetscher in Wolka Lasiecka vorgeführt wurden, kaum 20 Offiziere, und sie wandten stolz den Kopf, als man den Versuch machte, sie auszufragen. Die Gefangenen scheinen im übrigen, wie alle, die ich bisher sah, glänzend ausgerüstet und gut genährt, gar nicht so, als ob sie sehr lange in den Schützengräben gelegen hätten. Nur fiel die Jugend mancher Leute auf, die denn auch erzählten, daß man sie nach kaum sechswöchiger Ausbildung mitten in die Truppe hineingesteckt habe, ohne daß sie überhaupt schießen könnten. Zu je vieren formierte sich bald der lange Zug, den Ulanen und Husaren mit wehenden Fähnchen nach Lowicz zurückführten, froh, überhaupt einmal zur Arbeit und zum Reiten zu gelangen. Ausnahmslos sagten die Gefangenen aus, daß unser Feuer von gräßlicher Wirkung gewesen sei, daß es das Herankommen von Verstärkungen, von Munition und von Nahrung gehindert habe und daß die russischen Verluste ganz ungeheuerlich seien. Es war

gut, daß wir dieses starke Artilleriefeuer fortsetzen konnten, denn um die fünfte Abendstunde gab es einen gefährlichen Augenblick; da kam plötzlich in dicken Schwaden der Nebel gezogen und senkte sich als undurchdringlicher Schleier über den Boden. Zu dieser Stunde waren unsre vordersten Linien schwach, ein russischer Massenstoß hätte Aussicht auf Erfolg gehabt, und da mußte die Artillerie ins Graue hineinfunken, ohne jede Beobachtung. Hätten die Russen in diesem Moment zum Gegenstoß Mut und Schneid gehabt, so wäre der Erfolg der drei Tage kaum zu halten gewesen. In aller Eile wurden die Jäger und Schützen alarmiert, die eben erst in Ruhestellung eingerückt waren. Rasch hatten sich die Kompagnien vereinigt, und in langen Zügen entschwanden sie im Nebel nach vorn, gefolgt von Train und Wagen. Sie konnten zum Glück alle in der hinteren Linie bleiben und brauchten nicht eingesetzt zu werden; des Nachts, als unsre Stellungen fest ausgebaut waren, bezogen sie wieder die alten Quartiere. Da endlich war es den Russen gelungen, Reserven und Munition heranzubringen. Der Feind hatte anscheinend die Lage verkannt und glaubte wohl, daß wir unter allzu großer Schwächung unserer übrigen Linien auf diesen einen Angriffspunkt alle Artillerie- und Infanteriemassen zusammengezogen hätten. Also versuchte er, seinen Angriff auf die gesamte lange Linie von der Weichsel bis hinunter nach Skierniewice auszudehnen. Dieser ganze kräftige Gegenstoß brach unter dem Feuer unsrer Geschütze gründlich zusammen. Von den gut eingeschossenen Maschinengewehren wurden die Reihen dahingemäht wie die Halme von der Sense des Schnitters. Immer wieder drangen verzweifelte Massen vor. Nicht mehr einzeln, vorsichtig, unter Ausnutzung der Deckung kamen sie, sondern offen, in Massen, deutlich sichtbar in der halbhellen Nacht, in dicken Haufen, wie Bienenschwärme, um in erdrückender Wucht uns zu überrennen. Oben beim Brückenkopf von Dachowo kamen ganze 20 Mann bis in unsre Schützengräben, wo sie erschlagen werden mußten wie tolle Hunde. Stundenlang währte dieses Anrennen und Abschießen. Zahlreiche Überläufer und Gefangene

waren wiederum in dieser Nacht zu verzeichnen. Am nächsten Morgen sah der große Marktplatz von **Bolimow** mit seinen mächtigen Stapeln von Gewehren und seinen Scharen von Gefangenen wie ein großes russisches Heerlager aus.

Die Zeit unsrer Verteilung auf die einzelnen Divisionen war an diesem Tage abgelaufen, und die Kraftwagen brachten uns nach unsrem Standquartier zurück. Die Kämpfe östlich Bolimow gingen weiter. Was ich dort gesehen und erlebt habe, waren nur Tagesabschnitte aus der unendlichen Reihe von Gefechten, wie sie jetzt immer toben, größer, kleiner, mit mehr oder weniger Hartnäckigkeit. Es ist ein schweres Stück Arbeit, das unsre braven Truppen hier vollbringen, aber es geht immer weiter voran, langsam, aber um so sicherer.

VII. Die Stimmung in Polen

1. Eindrücke aus Lodz

Man geht nicht spazieren in Lodz, sondern man steht spazieren. Schon so nahe dem europäischen Kulturkreis ist der Begriff für Zeit verloren gegangen, oder besser, noch gar nicht gewonnen. Man lebt ganz orientalisch in den Tag, nur nach der Sonne, nicht nach der Uhr. Man lebt auf der Straße und wickelt dort seine Geschäfte ab, und die kleinen Händler in Zigaretten und Süßigkeiten sind nur anders kostümiert wie diejenigen in Peking oder Tokio, sonst aber ist es fast die gleiche Art, die gleiche Unart.

Lodz ist, wie vielleicht keine zweite Stadt, eine Stadt der Unausgeglichenheit und der brutalen Nacktheit. Alles, was einem hier entgegentritt, heißt: Geldverdienen und Handeln. Das beginnt draußen in der Altstadt mit den kleinen jüdischen Händlern, die auf der Straße um halbe Kopeken feilschen und Gott weiß mit welchen Waren Geschäfte machen. Das setzt sich fort in den Kaufläden, wo der Begriff der festen Preise durchweg noch ebenso unbekannt ist wie derjenige kaufmännischer Reellität. Und es findet seinen Höhepunkt in den Kreisen der allerreichsten Fabrikanten, die recht eigentlich dieser Stadt ihr Gepräge geben. Lodz hört sich gern das Manchester Polens nennen, und es hat ohne Zweifel eine bedeutsame und entwicklungsfähige Industrie. Aber diese Industrie tritt so unvermittelt und so unverhüllt überall hervor, daß sich die einförmigen roten Ziegelsteinkasernen mit den vergitterten Fenstern einem beengend und beängstigend

vor die Seele schieben. Die Sache wird nicht besser dadurch, daß die Fabrikherren sich fast durchweg vor ihre Fabriken moderne, kitschige Wohnpaläste gebaut haben, deren Pracht und Prunk auffällig von der Nüchternheit ihrer Fabrikgebäude absticht. Im Gegenteil, das verstärkt und vergröbert den Eindruck der Kälte, der Herzlosigkeit und des Mangels an Bodenständigkeit dieser Industrie.

Die Arbeiter empfinden diese fabrikherrlichen Paläste wie eine grausame Ironie, wie eine ewige Peitsche, die über ihrem Haupte schwingt, wie eine Sperrkette des Reichtums, die sich vor ihren Aufstieg legt; sie verfolgen die Millionengewinne der Jahresabschlüsse und vergleichen damit ihre eigene Lage. Sie schauen täglich die Prunkhäuser und kommen des Abends in ihre Wohnställe zurück, sie haben sich festgebissen in die Idee: nur deshalb seien diese Fabrikpaläste ihnen vor die Nase und so dicht bei den Arbeitskasernen gebaut, damit die Arbeiter jeglichen Tag ihre Rechtlosigkeit und Abhängigkeit erkennen sollten und spüren und empfinden müßten. Wenn man in Lodz spazierengehen will und biegt in irgendeine Querstraße ein, dann türmen sich alsbald vor dem Auge die hohen roten Fabrikgefängnisse und verschließen den Ausblick und lähmen den Sinn. Es stehen hier ein paar hundert solcher Kästen, und man kennt nicht etwa ein Fabrikviertel, sondern sie stehen auf der Hauptverkehrsader, der Petrikauer Straße, ebenso wie in schmalen und winkligen Seitengassen. Man ist eingekapselt zwischen diese Mauern wie eine Truppe, die von allen Seiten der Feind umzingelt hat.

Diese Nüchternheit und Kälte wird nicht etwa korrigiert und wettgemacht durch eine vernünftige Stadtverwaltung mit Sinn für Natur und für Schönheit. Gewiß, es mag an allem Möglichen gelegen haben: Lodz ist die Stadt der Intelligenz und des Fabrikbetriebes in Polen, und Polen war den Russen immer nicht viel mehr als eine verdächtige Grenzprovinz. Das Wort Selbstverwaltung war verpönt, der Gouverneur des Kreises saß zudem nicht in der Stadt selbst, sondern in Petrikau, und der

Weg zu ihm war weit und mußte mit Rubeln gepflastert werden. Aber noch weiter und noch teurer war der Weg von da nach Petersburg. Der Hemmungen waren unendlich viele, und wenn die Halbmillionenstadt bis heute weder Kanalisation noch Wasserleitung hat, so ist Petersburg daran wohl wesentlich schuld. Man stemmte sich dort auch instinktiv gegen die westliche Kultur, die sich da hereindrängen wollte, und bremste besonders gern, weil Lodz eben eine polnische Stadt war. Aber das erklärt nicht alles. Es gibt kaum einen Baum in den Hauptteilen von Lodz; man sieht, soweit ich dringen konnte, weder ein öffentliches Denkmal noch einen Brunnen. Es ist alles kalt, kühl, nüchtern. Jeder „Strusch", jeder Hausdiener, kehrt den Bürgersteig und die Fahrstraße bis zur Mitte und nur auf eine Breite, die der Hausfront entspricht. Eine andre, eine öffentliche Straßenreinigung, besteht nicht. Jeder denkt nur an sich und sein Haus, an seinen Verdienst, seinen Geldbeutel, nicht weiter.

In diesem Geiste ist auch die städtebauliche Anlage von Lodz geschaffen. Da ist eine unendlich lange Linie, die mitten durchführt und Petrikauer Straße heißt. Man hat sie abgemessen und hat gefunden, daß sie elf oder zwölf Kilometer lang sei. Ein Gruseln packt einen, wenn man daran denkt. Zwar hat sie auf etwa einen Kilometer eine glatte und bequeme Holzpflasterung, dafür sind aber die übrigen Teile eine reine Sammlung von Löchern und Senkungen. Fast möchte man glauben, es gäbe keine Stadt, die so viel mißverstandene Stilarten in ihren Bauten nebeneinander aufweisen könnte. Da finden sich an der als die „Friedrichstraße von Lodz" gepriesenen Straße nebeneinander die alte einstöckige hölzerne, zerfallene, elende Blockhütte mit einem ärmlichen Laden darin, der vornehme Wohnpalast in putzigem Barock und mit überladener Stuckfront und der ganz moderne Berliner Geschäftshausbau, beworfene Ziegelsteine, glatte Linien, flächig, mit vielen Fenstern und Balkonen. Jeder baut, wie es ihm gutdünkt, und wie er's durch Bestechungen und Trinkgelder eben durchsetzt. Keiner denkt an ein Stadtbild, an eine Harmonie, und — so

merkwürdig das klingt — die Altstadt, die elenden Löcher der armen Bevölkerung, das Getto selbst, sind einheitlicher und stilvoller als das neue Lodz der Fabrikanten und der Reichen.

Man erholt sich in Berlin im Tiergarten, in Petersburg an der Newa, in Peking in der Stille der Tempel und auf der großen Mauer, in Tokio in den Parks — man kennt nichts Derartiges in Lodz. Ganz außen an der Stadtperipherie zählt der Stadtplan einige Parks auf, die der Bezeichnung höchst unwürdig sind. Jetzt vollends, da man zur Zeit der Kohlennot jeden Baum in der Umgegend gefällt hat, ist alles öde und kahl, und das nahende Frühjahr wird in Lodz höchstens hinter den hohen Bretterzäunen der Fabrikherren sprossen, die ihre Parks und Gärten gerne für sich allein haben. Ich nehme es keinem unserer Soldaten, die hier so lange einquartiert sind, übel, wenn er sagt, die kleinste deutsche Kleinstadt sei ihm lieber als diese Stadt des nüchternen Geldverdienens und des krassen Egoismus, der über die eigne Haustüre nicht herauszuschauen vermag.

Wie eine Stadt aussieht, die ohne Geist der Selbstverwaltung und damit auch der Selbstverantwortung ihrer Bürger groß geworden ist, dafür gibt das Lodz von heute ein gutes, oder richtiger gesagt, ein schlechtes Beispiel. In einer zu dreißig Prozent von Deutschen und zu dreißig Prozent von Juden bewohnten Stadt besitzen diese weiten, in Handel und Wandel so einflußreichen Kreise in dem sogenannten Bürgerkomitee keine ordentliche Vertretung. Das liegt allerdings zum guten Teil an ihnen selbst. Als in der „Deutschen Zeitung" unter der Spitzmarke „Auf zur Tat" halboffiziell darum gebeten wurde, die Deutschen möchten sich doch endlich mit ihrem Eifer und ihrem Organisationstalent um die Bürgerschaftsangelegenheiten kümmern, da antwortete sofort „ein deutsch Gesinnter im Namen vieler", das sei ja unmöglich, bevor man wisse, wie sich die Dinge endgültig gestalteten; solange das nicht feststehe, könnten und wollten die Deutschen auch nicht hervortreten. Und so ist es mit allem und jedem. Keiner will anstoßen, keiner will auffallen, keiner will sich durch

ein offenes Bekenntnis das Geschäft verderben und den Weg zu einer noch nicht bekannten Zukunft versperren. Ein hilfloses, unruhiges Durcheinanderarbeiten ist die Folge davon, daß sich die berufenen Elemente der allgemeinen Bürgerpflicht entziehen. Jeder betätigt sich nur in seinem Verein, und jeder Verein schließt sich streng ab.

Selbst als jetzt die Arbeiterbewegung, frei von den Fesseln zarisch-absolutistischer Willkürherrschaft, sich zu sozialer Betätigung zusammenfinden konnte, da verlangten die polnischen Arbeiter, daß ihre jüdischen Genossen den polnischen Redner, den sie zumeist gar nicht verstanden, ruhig anhören sollten, brüllten aber sofort den ersten jüdischen Redner nieder, der im Jargon zu seinen Leuten sprechen wollte. Und so zersplittert sich auch die Sorge für die Hungernden in Hunderte von Vereinen, die alle großspurig mit Kinderküchen und billigen Küchen für Erwachsene auf den Plan treten und die nach vier Wochen schon kein Geld mehr haben. Dann greift jeder Verein zu einer Wohltätigkeitsvorstellung oder zu einem Konzert im Theater, jede Veranstaltung ist natürlich nur schwach besucht, es wird eben einfach fortgewurstelt, anstatt daß die Bürgerschaft geschlossen und einheitlich das Hilfswerk in die Hände nähme. Wie das ganze Bürgerkomitee, so sieht auch seine Miliz aus, die gegenwärtig die Stelle einer Polizei vertritt. Die Raubmorde und die Unsicherheit nehmen in erschreckendem Maße zu, und die Milizianten verprügeln unterdes mit ihren Holzknüppeln ganz harmlose, aber einigermaßen unbeliebte Bürger.

Es ist ja ein durchaus lobenswerter Grundsatz, daß die deutsche Zivilverwaltung nach Möglichkeit mit den vorhandenen örtlichen Verwaltungsorganen auskommen möchte, das wird sich aber vielleicht eines Tages in Lodz als unmöglich herausstellen, weil dieser Verwaltung das allgemeine Vertrauen fehlt. Man darf dabei sicherlich nicht verkennen, in welchen wirtschaftlichen Schwierigkeiten sich eine Fabrikstadt befindet, wenn sämtliche Fabriken stillstehen und es keine Beschäftigung für die Arbeiter und An-

gestellten gibt. Da herrscht hier z. B. der schöne Brauch, daß der Mieter eine Wohnung für das ganze Jahr mietet. Das erste Vierteljahr bezahlt er in bar schon voraus, für die drei weiteren Vierteljahre aber überantwortet er dem Hausherrn sofort Wechsel. Nun besteht aber für Wechsel ein Moratorium, und niemand denkt ans Bezahlen. Der Hausherr muß froh sein, wenn er mit seinen Mietern sich dahin einigt, daß sie wenigstens ihren Teil für die allgemeinen, baren Unkosten der notwendigen Reparaturen, der Hauswasserleitung, des „Strusch", bezahlen. In das vom Bürgerkomitee eingesetzte Mietsschiedsgericht dürfen aber nur Personen berufen werden, die vollkommen Polnisch sprechen und schreiben. Damit sind nahezu dreißig Prozent Deutsche und nahezu dreißig Prozent Juden ziemlich ausgeschlossen. Und derartige Fälle gibt es noch in großer Zahl. So wie jeder „Strusch" nur vor seinem Hause reinigt, nur da den Schnee wegfegt und den Rinnstein freihält, damit das Wasser abfließt, so wie er alles gern seinem Nachbar zuschiebt und sich ins Fäustchen lacht, wenn der seine Unbequemlichkeit hat, so spielt sich das Leben in der ganzen Stadt ab.

Selten wird es möglich sein, eine Stadt mit so wilder Spekulation in einer Zeit beobachten zu können, die wie diese geradezu zur Spekulation anreizt. Da fallen alle inneren Hemmungen der Nächstenliebe und der Anständigkeit, man beutet rücksichtslos seinen Nächsten aus. Von den Zeitungsjungen an, die sich die Wartezeit, bis das neue Zeitungsblatt die Presse verläßt, mit Geldspielen vertreiben, bis zum Fabrikanten spielt hier jedermann. Wenn der deutsche amtliche Bericht einen neuen Sieg über die Russen meldet, dann wirkt das ebenso unmittelbar auf die Preise von Mehl und Zucker, Eier und Butter in den allerkleinsten Läden wie ein Gerücht, daß in irgendeiner Zeitung unter irgendeinem Datum über Warschau etwas Günstiges für die Russen gemeldet werde. Ein Gerücht springt auf, fließt in immer breiterem Strom über die Straßen der Stadt, einer tuschelt es dem andern zu, und keine halbe Stunde später heben und senken sich die Preise fast unabhängig von jeder kaufmännischen Grund-

berechnung — nicht nur im Großhandel, nein, in jedem Kleinkaufladen. Die Anzahl der zu Spekulationszwecken versteckt gehaltenen Lager soll ganz ungeheuerlich sein. Es ist erstaunlich, aus Gesprächen mit kleinen Leuten zu vernehmen, was alles in dieser Stadt zur Gerüchtbildung beiträgt. Da wird eine Umformung im Lazarettwesen vorgenommen, und ein paar Wagen der elektrischen Straßenbahn befördern einige Dutzend Leichtverwundeter von einem in ein andres Gebäude — schon ist eine neue blutige Niederlage der Deutschen mit Ort- und Zahlenangaben fertig. Erst wenn dann die deutsche Behörde zu dem drastischen Mittel greift und den Strom der Gefangenen nicht wie sonst um die Großstadt herumleitet, sondern ihn als deutlichen Beweis einmal durch Lodz lenkt und von einem zum andern Bahnhof fluten läßt, glätten sich die Wogen der Erregung wieder.

Für sehr viel geistige Interessen ist in solchem Raum des Verdienens und des Geschäftes wenig Platz. Es gab deutsche Bibliotheken und Vereine, auch ein deutsches Theater mit klassischen Vorstellungen, jetzt ist alles verschwunden. Es spielen nur ein paar polnische und jüdische Theater, die eher vom Standpunkt der nationalen Psychologie als von dem der Kunst aus interessant sind. Immerhin sah ich in einem jüdischen Theater eine nicht ungeschickte und wirkungsvolle Dramatisierung einer Novelle eines jüdischen Schriftstellers, die zur Russenzeit verboten war. Sie ist zur Zeit des Russisch-Japanischen Krieges geschrieben und heißt „Onkel Pini und Tante Reisi". Tante Reisi, von dem jüdischen Vornamen Reisel abgeleitet, das ewig schimpfende und keifende, Schnaps aus Wassergläsern trinkende, die ganze Umgebung schreckende Weib Rußland, dargestellt als eine Art weiblicher Hausknecht, und Onkel Pini, vom Namen Pinkus, das schüchterne und verängstigte Japan, dargestellt als ein kleiner, ängstlicher, bebrillter Mann, der halb Jude, halb Japaner zu sein scheint. Beide Gestalten sind in den Rahmen einer Ehe gestellt und waren ebenso drastisch gezeichnet, wie sie komisch-ur-

wüchsig gespielt wurden. Die Reisi verprügelt und schlägt den Pini, bis ein Hausfreund in Gestalt eines Amerikaners kommt — Amerika ist für die arme, geplagte jüdische Bevölkerung hier das gelobte Land der Freiheit — und dem Onkel Pini rät, nur einmal fest aufzutrumpfen und sich auf seine Stärke zu besinnen. Und siehe da, als die Reisi zurückkommt, verprügelt der kleine und schwächliche Kerl das grobknochige Weib, und sie muß mit ihm unter der tätigen Beihilfe des Amerikaners einen neuen Ehevertrag schließen, der ihr kräftige Fesseln anlegt.

Dieses Stück des, wie man mir sagte, berühmten jüdischen Schriftstellers Scholem Alechem, der älter und besser sein soll als sein hier ebenfalls oft gespielter Kollege Salom Asch, war aber auch das einzige, das einen selbständigen Gedanken hatte. Sonst kannte man hier nur alte Komödien mit Briefverwechslungen, mit Situationskomik und mit Couplets, die eine ebenso geräuschvolle wie schlechte Musik begleitete. Von Nationalcharakter war wenig zu spüren.

Der schönste Genuß, den man hier seit Wochen erlebt hat, war eines Tages das Erscheinen der deutschen Wachtparade. Da schob sich die Masse, wie immer am Sonntag, in dichten Knäueln auf den Bürgersteigen der Petrikauer Straße auf und ab, und da erschien plötzlich mit Trommeln und Pfeifen und mit richtiger Militärmusik der Landsturm. Ein paar Tage vorher war der Befehl gekommen, die musikalischen Landstürmer aus den einzelnen Bataillonen herauszuziehen und zu vereinigen. Da wurde der ehemalige Hoboist und spätere Leiter einer Damenkapelle, die ansonst im Sommer die Gäste der Stralsunder und Stettiner Dampfer erfreute, plötzlich Militärkapellmeister, und aus Registratoren und Bureauvorstehern in Amtsgerichten und Finanzverwaltungen, aus Kaufleuten und Reisenden und andern Berufen erstand plötzlich eine Militärkapelle. „Wenn's nicht geht, dann sperr' ich Sie drei Tage ein," hatte der Platzmajor dem Dirigenten bedeutet, und siehe da, die Kunst ließ sich befehlen: nach acht Tagen ging's. Als ob sie zum Königlichen Schloß auf-

zöge, so klappte die Wachtparade, und der Standmusik merkte es kein Mensch an, daß sie mit russischen Beuteinstrumenten gespielt wurde. Ja, die steifen Finger der Musiker wurden sogar wieder so gelenkig, daß es zu einer ganz richtigen Streichmusik langte. Die freilich ist nur für die intimen Kreise der ganz hohen Militärs bestimmt.

Für das musikalische Verständnis der Lodzer genügt auch wirklich die Blechmusik. Wenn es schon auf drei Tage Gesprächsstoff abgibt, daß das Zuckergespann des Herrn Fabrikanten Sounddso wieder eine halbe Stunde auf der Hauptstraße zu sehen war, dann muß auch die gute Landsturmmusik bis zur Einnahme Warschaus als geistige Nahrungsquelle vorhalten, und es ist recht gut, wenn mit einem kräftigen Brummbaß jenes typische Einleitungsgespräch auf der Straße übertönt wird, das da lautet: „Nun, wissen Sie es schon?" — „Ich, nein, woher soll ich wissen?" — „Nun, Sie werden schon wissen!" Das wird im Jargon ausgesprochen und verdichtet sich dann mit den gellen Rufen der Zeitungsjungen und dem widerlichen Heulen der Bettler zu dem, was man als Dichter die „Musik der Lodzer Straße" nennt. Mir ist der deutsche Landsturm lieber!

2. Polen, Juden und Deutsche

Man kann im feindlichen Lande die Stimmung einer Bevölkerung schwer erkunden. Angst und Mißtrauen sind die Hauptgefahren für die Wahrheit aller Aussagen. Und es ist nicht weiter verwunderlich, daß sie namentlich in Polen vorherrschen. Denn die Russen sind bekannt und gefürchtet als mitleidlose, grausame Herren und als außerordentlich zugänglich rachsüchtigen Einflüsterungen und Denunziationen, mögen sie nun aus geschäftlicher Mißgunst oder aus nationalem Hasse betätigt werden. Schon einmal haben die Bewohner Polens am eignen Leibe die russische Rache gespürt für die Niederlage der russischen Heere,

an der sie doch wirklich unschuldig waren. Als Hindenburg seine Armee mit überraschender Schnelligkeit und in schönster Ordnung nach Deutschland zurückführte, da glaubte niemand in Polen eigentlich an einen Rückzug. Man hatte doch immer nur von deutschen Siegen gehört, und durch Lodz waren die Riesentransporte der deutschen Truppen doch singend und heiteren Gesichtes tage- und tagelang durchmarschiert. Das sah doch nicht nach Rückzug aus. Ebensowenig freilich erkannten sie, oder waren fähig zu begreifen den Wert eines taktisch-strategischen Rückzuges. Sie sahen nur, daß alsbald die Russen vorrückten, und nahmen deutlich wahr, wie auf dem Balkan und in allen slawischen Ländern darob Rußlands geschwächtes Ansehen sich wieder hob. Daß es kluge Berechnung war, den Russen für kurze Zeit einmal den Gedanken an eine Offensive zu belassen, daß der nun bald wieder einsetzende Angriff der Deutschen die Russen gerade mitten in ihren politischen und militärischen Hoffnungen traf und sie deshalb um so wuchtiger zerschmetterte, alle diese Zusammenhänge blieben den Einwohnern Polens bis weit in hohe und intelligente Schichten hinein fremd.

Aber sie spürten sehr wohl die rächende Hand der Russen. Schufte und Lumpen machten sich an die Heerführer heran und denunzierten. Gaben an, daß Juden und Protestanten und auch Katholiken dort und hier den Deutschen Vorschub geleistet hätten, meldeten irgendwelche angeblichen geheimen Zusammenkünfte, verdienten sich Lob und Sold und brachten Verderben in die Reihen ihrer politischen oder kaufmännischen Gegner. Besonders haben sich hier die Polen hervorgetan, daran ist nach allen Feststellungen kein Zweifel, aber es wäre verkehrt, anzunehmen, daß *nur* sie es gewesen seien. Die Geschichte wird einst auch die Beispiele aufzählen, wo Polen unschuldig unter russischer Rachsucht gelitten haben. Durch den deutschen Rückzug aber ist die Furcht vor den Russen gewachsen und das deutsche militärische Ansehen auf lange Zeit gefährdet worden. Der einfache und der Dinge unkundige Mann sagte sich eben: Was einmal passiert ist, kann wieder vor-

kommen, die Deutschen können eines Tages wieder zurückgeworfen werden, und dann ist wieder der Russe da. Diese Überlegung läßt ihn an seine geschäftlichen und politischen Feinde denken und an künftige Denunziationen, und so hält er sich verborgen oder verbirgt doch zum mindesten seine eignen Ansichten vom Krieg und von der Politik. Er sucht nicht aufzufallen, er sucht es mit keinem zu verderben, er macht sein Geschäft und ist im übrigen verschwiegen, nicht zum Reden zu bringen, anscheinend verstockt und gar oft anscheinend deutschfeindlich. Ganz allmählich nur bringt das Gefühl für die Stärke der deutschen militärischen Macht durch. In dem gleichen Maße, in dem die Zeitungen die Aufklärung verbreiten, in dem gleichen Maße, in dem selbst die Dreiverbandspresse die russischen Niederlagen zugeben muß, im gleichen Maße wächst auch das geschäftliche und persönliche Zutrauen. Der Pole ist freilich ein Mann der politischen Kombinationen und der politischen Phantasie. Ganz vertrauen wird er nie, ebenso ist der Jude mißtrauisch und ängstlich, aber trotzdem sind die Zeichen zur Besserung unverkennbar.

Die Polen sind, was für die Bestimmung ihrer Gedanken maßgebend ist, zunächst einmal von Warschau abgeschnitten, wo angeblich ihre Führer und wo ihre ganze Intelligenz saß. Allerdings behaupten sie gern, ihre Führer seien gar nicht da, sondern sie säßen in der Schweiz oder in Dänemark, aber in Wirklichkeit sind sie gegenwärtig vollkommen führerlos, jeder mit eignen Ansichten, jeder ohne Disziplin und Unterordnung und ohne die Fähigkeit zu politischen Konzessionen zum Zwecke der Erreichung eines bestimmten Zieles. Kein Zweifel, daß die Mehrzahl der politisch Denkenden an dem alten Traum von der polnischen Selbständigkeit festhält. Die große Masse der Bauernschaft ist zu solchen Gedanken freilich nicht fähig, aber sie ist durch politische Agitatoren aufgehetzt und behandelt die Phrase als Wahrheit. Die Arbeiterschaft ist national-chauvinistisch erregt, obgleich ihr soziale Probleme zunächst näherstehen; die Intelligenz und das proletarische Akademikertum schüren immer wieder das Feuer der

Hoffnungen und der Zukunftspläne. Wie ist solche Selbständigkeit zu erreichen? Man denkt wohl an alle möglichen Fälle, an die volle Selbständigkeit, an die Anlehnung an irgendeine der Großmächte, an eine Autonomie unter Rußland, an eine solche unter Anschluß an Deutschland oder Österreich. Kurz, man denkt alles durch, billigt es heute, verwirft es morgen, holt es übermorgen wieder herbei, um es nach acht Tagen wieder völlig zu verdammen. Für Deutschland im allgemeinen ist Sympathie vorhanden, für Preußen als Führerstaat in Deutschland weniger, weil die Enteignungsperiode zuviel geschadet hat. Es ist an dieser Stelle nicht weiter zu untersuchen, wie sich im einzelnen ungefähr der Stärke nach die Gruppen verteilen. Aber es ist für die Aufnahme unsres Heeres in dem Lande doch wesentlich, darauf hinzuweisen, daß der von uns anfangs gehegte Traum, wir kämen als Befreier Polens, wirklich nicht mehr war als ein schöner Traum. Wir kamen zu einer durch und durch passiven Bevölkerung, die uns duldete, weil sie mußte, die aber von selbst nicht den kleinen Finger rührte, um uns zu helfen. Da hatten die Russen unverhofftes Glück! Wie oft erzählten mir Soldaten, daß die Aufnahme in französischen Dörfern weit liebenswürdiger gewesen sei, daß, nachdem man einmal da war und die Linien weit vorgeschoben waren, der französische Bauer, seine Frau, seine Kinder sich rasch an die liebenswürdigen und zuvorkommenden Deutschen gewöhnten, und daß alsbald Bekanntschaft, ja Freundschaft geschlossen wurde. Derartiges ist in Polen fast undenkbar, obwohl wir doch jetzt schon die Polen von dem Joche einer drückenden und gewalttätigen Russenherrschaft erlöst haben. Der Pole macht sein Geschäft mit uns, weil er leben muß, er verkauft uns seine Produkte, weil sie niemand anders kauft, er handelt mit uns, weil er seine Vorteile dabei ziehen will. Aber nicht etwa, weil er uns zu unterstützen suchte! Der Pole bezeichnet sich am liebsten als neutral, obgleich er ja noch keinen Staat bildet, dem allein diese Bezeichnung zusteht. Das heißt in Wirklichkeit, er gibt nicht zu erkennen, auf welcher Seite er am Ende

stehen möchte. Er will sich alle Möglichkeiten offen halten, will es weder mit dem Russen noch mit dem Deutschen verderben, will keine Sympathie zeigen, die ihm etwa später schaden könnte. Er hegt im stillen seine Hoffnungen und schweigt nach außen. Er lebt nicht in der Wirklichkeit, sondern nur in einer erträumten Zukunft. Wie die sein soll, darüber haben hundert Menschen hundert Anschauungen.

Der Jude ist in seiner allgemeinen Psychologie kaum leichter zu beurteilen. Es gibt wohl nicht viel weniger als vier Millionen Juden in Polen, und sie spielen namentlich eine Hauptrolle in den kleinen Städten, wo sie oft die Mehrzahl der Bevölkerung bilden, ohne entsprechende Rechte zu haben. Auf den Dörfern zu wohnen, ist ihnen gänzlich untersagt. Der Jude ist mit verschwindend wenig Ausnahmen kein bodenständiger Bauer, obgleich er in Kolonien seine Befähigung dafür zur Genüge erwiesen hat. Er lebt in Polen als Arbeiter in den großen Fabrikzentren Lodz und Warschau, und er lebt als Handwerker, als Mittelstand und Kaufmannsklasse. Die ganze Skala der Besitzabstufung ist bei ihm vertreten, vom reichen, vielfachen Millionär bis zur großen, überwiegenden Masse der allerärmsten, hungernden Proletarier. Der ganz reiche Jude ist im Gegensatz zum armen nicht mehr fromm, und ist nur noch Jude nach Abstammung, nicht mehr nach Wahl. Er ist Fabrikant, Rentier, Akademiker vielleicht, und er ist vermöge seines Reichtums unter dem russischen Regimente nicht schlecht gefahren. Er hat die russische Staatsmaschine beträchtlich mit Geldmitteln geölt, und er hat gewußt, daß dieses Öl alle kleinsten Teile in Gang bringt. Der Dreck und Speck der russischen Verwaltung war ihm schließlich am Ende gar nicht unangenehm. Man bestach die Beamten und hatte für ein paar tausend Rubel, die man unter das Konto „Geschäftsunkosten" schrieb, ein behagliches, ruhiges Leben, das man nicht gerade das ganze Jahr in dem wenig schönen Lodz oder Warschau verbringen mußte, sondern auch wohl in Paris oder Neuyork verbringen konnte. Mit der Masse der armen und

ärmsten Glaubensbrüder hatte der Reiche nicht gerade gern zu tun, er entzog sich irgendwelchen sozialen Aufgaben durch reiche Geldspenden für jüdische Vereine und Anstalten und glaubte damit genug getan zu haben. Diese Schicht ist durchweg russifiziert, und es ist ihr unbehaglich zumute bei dem Gedanken, daß eine andre, nicht bestechliche Verwaltung keinen Unterschied mehr zwischen reich und arm machen würde, und daß auch der reiche Fabrikherr zur Schicht der „polnischen Juden" ganz allgemein gerechnet werden würde. Man hatte sich eben an russische Zustände gewöhnt, man hatte nicht unter den Ausnahmegesetzen zu leiden, man konnte für Geld alles haben, und Geld hatte man: es lebte sich zweifellos besser als in einem Staate, in dem man für Geld keine Sondervorrechte mehr bekommen kann.

Es gibt da ferner eine nicht geringe Schicht unter dem Judentum, die man als vollkommen polonisiert ansprechen darf. Zu ihr zählen insbesondere die Kreise der jüdischen Intelligenz, Rechtsanwälte, Ärzte. Man erzählt Beispiele von jüdischen Ärzten, die ans Krankenbett gerufen werden und sich nur der polnischen Sprache bedienen, obgleich der Patient davon keine Ahnung hat. Diese Zahl der sogenannten Assimilanten sieht ihr Heil in der vollständigen Anpassung an das polnische Volk und an das polnische Staatsideal. Womöglich ist sie darin noch päpstlicher als der Papst, noch polnischer als der Pole. Die Stärke dieser Schicht wird verschieden beurteilt, die Haltung der Polen zu ihr ebenfalls. Jedenfalls nimmt die Masse des Polentums den Zuzug aus diesen Reihen nicht ungern entgegen, denn sie sind agitatorisch geschickt, besitzen Geld und Aufopferungsfähigkeit. Trotz alledem sind in den letzten Jahren unter dem Einfluß der russischen Herrschaft, die immer die Nationalitäten teilte und spaltete und gegeneinander ausspielte, um sie um so leichter beherrschen zu können, Polen und Juden auseinandergekommen. Auch polnische Parteien, die früher Juden aufnahmen und begünstigten, die jedenfalls nicht antisemitisch gesinnt waren, sind es heute geworden, namentlich nach dem berühmten Warschauer „Dumawahl-

fall". Die Juden dort verzichteten auf die Aufstellung eines eignen Kandidaten und verlangten von den Polen nur, daß sie keinen Antisemiten aufstellten. Der polnische Kandidat hielt aber trotzdem Reden gegen die Juden, und so wählten diese geschlossen den Sozialdemokraten, der denn auch bei ihrer starken Anhängerschaft den Polen besiegte. Ein lebhafter und langandauernder Boykott war die Folge, dessen Wirkungen noch heute lebhaft zu spüren sind. Die russische Herrschaft trennte zwei ihrer schärfsten Gegner immer wieder durch solche unterirdischen Arbeiten und sicherte sich dadurch Einfluß und Dauer. Ähnliche Beispiele wären noch viele aufzuzählen.

Geringer an Zahl ist unter den Juden die Anhängerschaft des Zionismus, wenn man bei solcher Einteilung überhaupt nur auf die Schichten Rücksicht nimmt, die politisch zu denken befähigt sind. Die Zionisten erblicken, ganz unabhängig von allem Streit der Gegenwart, ihr Heil in einer Ansiedlung des Judentums in Palästina, und sie neigen vielleicht aus dem Grunde zum Deutschtum hin, weil Deutschland der Freund der Türken ist und sie nur in der Anlehnung an die Türkei ihre Ideale verwirklichen zu können glauben. Eine ausdrückliche Stellung für Deutschtum, Russentum oder Polentum lehnen sie natürlich ab.

Größer als die Anzahl der Russophilen und der Assimilanten ist die Zahl der gebildeten Juden, die die deutsche Kultur so weit lieben und schätzen, daß sie ehrliche Deutschenfreunde geworden sind. Sie verweisen auf die gute Lage der deutschen Juden, auf die Ehrlichkeit und Gerechtigkeit der deutschen Herrschaft im Gegensatz zur russischen Herrschaft, sie sprechen auch offen davon, gern deutsch werden zu wollen. Freilich ist bei vielen der Beweggrund solchen Denkens natürlich in letzter Linie geschäftlicher Natur. Aufhebung der Beschränkung im Wohnen und im Handeln: Freizügigkeit und Wohnfreiheit erhoffen sie von Deutschland, und dieses dunkle Ideal lebt auch unausgesprochen in der großen Masse des Judentums, in Hunderttausenden, die weder lesen noch schreiben können und die nur von

Deutschland als dem sagenhaften Lande haben erzählen hören, in dem es ihren Glaubensbrüdern so gut gehe. Diese Masse irgendwie in politische Berechnungen zu ziehen, ist wohl ein Fehler, weil sie selbst zu wenig politisch sind oder denken können.

Auch die elende soziale Lage der Armen und Unterdrückten hat in Polen keine gemeinsamen Bande zwischen Juden und Polen entstehen lassen. Zwar gibt es Kreise der polnischen Sozialdemokratie, in denen das Verständnis für die Notwendigkeit eines Zusammengehens schon gewachsen ist, die auch einsehen, daß ohne die jüdische Arbeiterschaft Forderungen und Verbesserungen gar nicht durchzuführen sind, aber vorderhand stehen solche sozialen Kämpfe im ganzen ebenfalls noch unter dem Zeichen der gleichzeitigen nationalen Auseinandersetzungen. Eine einheitliche geschlossene Arbeiterbewegung ist in Polen nicht herangewachsen, vornehmlich natürlich wieder wegen der russischen Knute, die nichts Derartiges zuließ und bestenfalls die Nationalitäten einzeln zu Worte kommen ließ.

Als geistiger und geschäftlicher Anreger sind in Polen die Deutschen hervorragend tätig gewesen. Es ist schwer, sie nach Reichsdeutschen und Deutschsprechenden zu trennen. Deutschsprechende findet man namentlich auf dem Lande unter der Bauernschaft, in den kleineren Städten, unter der Heimarbeiterschaft der Weberei und Spinnerei, und in den großen Städten als industrielle Arbeiter und Vorarbeiter, wie als Fabrikanten und Kaufleute. Die Deutschsprechenden stammen in erster, zweiter oder dritter Linie von Reichsdeutschen ab, haben aber entweder selbst die russische Staatsangehörigkeit erworben, oder sind schon von Vätern her Russen. Sie sind nach der Russifizierungspolitik der russischen Regierung in russischen Schulen groß geworden, russisch war ihre Sprache, wurde ihr Denken, vor allem ihr staatliches Denken. Sie haben ihren protestantischen Glauben und ihre deutsche Sprache treu gepflegt, kulturelle und deutsche Theaterbestrebungen z. B. finden bei ihnen eine treue Stütze, aber sie sind sonst als Deutsche im Sinne von politischer gedanklicher Staats-

angehörigkeit kaum anzusehen. Die führende Schicht der Fabrikanten denkt vollkommen russisch aus rein geschäftlichen Gründen: ihr Geschäft hängt vom Absatz nach Rußland ab, vor allem vom russischen Staatsgeschäft. Sie seien verloren, wenn eine Loslösung vom russischen Reiche erfolge und eine Trennung durch Zollmauern. Sie könnten nur konkurrieren bei vollkommenster Freiheit und Herrschaft über die Arbeiter, jede Einführung deutscher Sozialgesetze und sozialer Lasten töte ihr Geschäft. Es ist natürlich manches Richtige in dieser Argumentation, und niemand könnte behaupten, daß ein sofortiger Übergang von der heutigen unbedingten Herrschaft etwa zur deutschen, stark begrenzten Herrschaft des Fabrikherrn über seine Arbeiter überhaupt eine wirtschaftliche Möglichkeit in sich schlösse. Aber es ist ebensoviel Unrichtiges in der Überlegung, und es steckt weniger eine Furcht vor geringerem Absatz und schlechterem Geschäft darin als eine Furcht vor dem Verlust der Selbstbestimmung im Betriebe, eine Angst vor dem Emporkommen des Rechtes der Arbeiterschaft, eine Angst auch des Geldbeutels vor sozialen Lasten, die die Millionengewinne der letzten Jahre beschneiden könnten. Von solchen Gedanken sind leider auch Reichsdeutsche beseelt, die weniger Vaterlandsliebe als Vorliebe für ihren Geldbeutel ausschlaggebend für ihre politische Denkweise sein lassen. Von der überwiegenden Masse der deutschgesinnten Reichsdeutschen ist im heutigen, von den deutschen Truppen besetzten Polen natürlich weniger zu spüren, weil sie zum Teil nach Rußland verschleppt, zum Teil in Deutschland und nur zum verschwindenden Teile jetzt in Polen anwesend sind.

VIII. Auf Urlaub nach Hause

Nächtliche Autofahrt

Als Peter Mönch um 1/211 Uhr mit einer kleinen halben Stunde Verspätung ins Zimmer trat, um die vorschriftsmäßige Meldung abzustatten, da konnte ihm gleich jedermann ansehen, daß er ein sehr netter, frischer Junge war. Er hatte ein Paar strahlend blaue Augen, die nicht eine Sekunde stillstanden, er hatte einen kleinen, sehr beweglichen Mund, von dem man das gleiche behaupten kann, und er hatte ein niedliches kleines Stumpfnäschen in seinem Kindergesicht, das ihm etwas Lustiges, Verwegenes gab. Auf den blondgelockten Haaren saß schief und keck die feldgraue Mütze, neu und sauber glänzte im Knopfloch das Band des Eisernen Kreuzes, und die Gefreitenknöpfe trug er mit einem Stolz, als ob sie ihn himmelhoch über alles Gemeine emporragen ließen. Er hätte gar nicht erst erzählen brauchen, daß er „nämlich aus Mannem" stamme, denn das konnte selbst ein der Dialekte ungewohntes Ohr hören, und als ich ihm sagte, daß ich auch im Ländle geboren sei, da fragte er nicht etwa nach dem Namen der Stadt, sondern er sprudelte hastig heraus, ob ich ein „Brigant" oder ein „Sandhas" sei, und er nannte so noch ein paar Spitznamen von Städten, die ich wieder vergessen habe. Er fügte entschuldigend hinzu, er sei nämlich „e Blomaul", und fuhr dann im Tone der Treuherzigkeit und des Bedauerns weiter, ohne Zeit zu einer Gegenfrage zu lassen, es tue ihm leid, aber wir könnten nämlich erst um 1 Uhr abfahren, der Wagen müsse noch repariert werden. Und draußen war er.

So kurz nach 1 Uhr war er wieder da und meinte, ja es könne noch zwei Stunden dauern, er müsse nochmal in die Reparaturwerkstätte und brauche Benzin und Öl und sonst noch Kleinigkeiten. Diesmal verstaute ich aber gleich mein Gepäck in den Wagen und fuhr mit zur Erledigung all der Dinge, um ein wenig zur Eile anzutreiben. Denn ich wußte, daß Peter Mönch und sein Begleiter den Postrelaiswagen von Lodz über Lowicz und Kutno nach Gnesen zu fahren hatten, daß das auf jeder Station einen recht empfindlichen Aufenthalt geben werde und daß des Nachts Punkt 1 Uhr 10 Minuten der Nachtzug nach Berlin fahre. Das stellte ich ihm auch in beweglichen Worten dar, aber er meinte treu und bieder, daß wir ja längstens um 9 Uhr an Ort und Stelle sein müßten, also gar keine Eile hätten. Auf dem Hofe der Fabrik, in der die Autostation war, bastelte er dann in aller Gemütlichkeit an seinem Wagen herum, und er plauderte derweil bald mit diesem, bald mit jenem Kameraden. Er kannte nämlich alle und wußte ebensogut Bescheid über ihre Wagen wie über ihre Lebensschicksale. Da erfuhr ich denn so nach und nach, daß er sein Eisernes Kreuz nicht etwa jetzt erst bekommen habe, wie das neue Band es vielleicht scheinen lassen konnte, sondern daß er es als gewöhnlicher Infanterist auf den Schlachtfeldern im Westen erworben hatte. Er war ein etwas toller Bursche und ging gern drauflos, und so hatte er zweimal sich hervorgetan, hatte ein paar Kugeln in den Leib gekriegt und hatte vom Kaiser im Lazarett ein Kaiserbild und eine Rose geschenkt bekommen. Für welche Einzeltat er nun das Eiserne Kreuz hatte, das weiß ich nicht mehr, denn in meiner Erinnerung gehen die Heldentaten Peter Mönchs etwas durcheinander, aber jedenfalls, daß er es verdient hatte, davon bin ich felsenfest überzeugt. Nun war seine linke Hand steif geblieben, er vermochte sie gerade nur noch so weit zu biegen, daß sie das Steuerrad umfassen konnte, und das war gut so, denn er war nämlich früher Automobilrennfahrer bei Benz gewesen, und er hatte sich sofort, als er zur Infanterie nicht mehr tauglich war, im alten Beruf zu

neuen Taten gestellt. Und nun fuhr er zwar einen ganz alten Adlerwagen mit geschlossener Limousine, wie man halt im Kriege nehmen muß, was man bekommt. Aber die Konstruktion, die sei gut, eigentlich müsse man sie heute noch so machen, wie sie dieser ganz alte Wagen habe. Und was so ein alter Berufsfahrer ist, der holt auch aus dem ältesten Motor noch Unglaubliches heraus. Erst gestern habe er mit achtzig Kilometern Schnelligkeit zwei ganz neue Wagen andern Typs überholt, und ich werde ja heute sehen, wie der alte Kasten noch laufen könne.

Unterdessen schluckte der Behälter seine neunzig Liter Benzin, Öl wurde nachgefüllt. Peter Mönch und sein Begleiter arbeiteten lange und gründlich an den Azetylenlampen herum, die nämlich gestern versagt hätten, und als ich meine Schokolade und meine Butterbrote mit ihm geteilt, fuhren wir tatsächlich los, ohne daß er Mittagbrot gegessen hatte. Ich versprach ihm, daß wir alle in Gnesen dafür fürstlich zu Abend speisen wollten. Da schob er denn schwerfällig die linke Hand ums Steuerrad und legte mit der Rechten fürsorglich die steifen Finger dort fest, wo sie liegenbleiben sollten. Er nickte den lachenden Kameraden zu, ließ sich unterwegs auf dem Marktplatz von seinem Mitfahrer noch ein Schnupftuch kaufen, weil er nämlich so stark erkältet sei, und dann ließen wir endlich kurz vor 3 Uhr Lodz hinter uns.

Ich saß im Polster des einst so vornehmen Kommerzienratswagens in meinem Pelz und eingehüllt in eine Unzahl von Postsäcken, die wir auf den einzelnen Stationen abgeben sollten. Der Wagen hatte sicherlich einst bessere Tage gesehen. Da gab es die Reste einer Raucheinrichtung mit elektrischem Zünder, da waren Kästchen und Schubladen für Spiegel, Uhren und Bürsten, traurig hing der abgerissene Schlauch eines Sprachrohrs zum Führersitz herab. Und die Scheiben klapperten jammervoll, als wir über das holperige Kopfpflaster der Straße nach Zgierz fuhren, denn sie dachten an die guten Zeiten der Asphaltstraßen zurück und fluchten sicherlich über diesen Männer und Wagen mordenden Krieg. Unter den Postsäcken war schwer Ruhe zu

halten, obgleich ich mir alle Mühe gab. Sie wollten bald rechts, bald links aus dem Fenster schauen und hüpften und hopsten gleich ungezogenen Jungen auf und ab. Zudem hatte mir Peter Mönch die Aufsicht über seine eben empfangene eigne Post anvertraut, und es gab da alsbald ein liebliches Durcheinander von Zigarren und frischer Butter, ein paar Tuben „Milchmädchen" und sonstigen Liebesgaben. Aber ich gestehe, die Straße nach Zgierz ist wirklich so schlecht, wie Peter Mönch sie machte, und er konnte nichts dafür, daß wir sie hinabschleichen mußten, als ob es auf Eselsrücken ginge. Außerdem hatte er noch einen ganz erbärmlichen Schnupfen, das Taschentuch war schon vor Zgierz aufgebraucht, und das waren nur die ersten zehn Kilometer von einigen zweihundertfünfzig bis nach Gnesen!

In Zgierz luden wir den ersten Postsack aus, und da ich den Betrieb bei dieser Gelegenheit kennen lernen wollte, ging ich mit herauf ins Gebäude der Etappenkommandantur. Als ich hereinkam, da schüttelte Peter Mönch schon den alten Wachtmeistern die Hand, als ob es lauter alte Freunde seien. Von Strammstehen und Befehlen war bei ihm keine Rede. Im Gegenteil, er befahl und kommandierte herum, als ob er Etappenkommandant sei. Man unterhielt sich über das Wetter und die Straßen, über Lodz und über kleine Mädchen, und einer der eisgrauen Landsturmfeldwebel sagte mir voll Freude, daß die Stunde, wo dieser Peter Mönch komme, immer eine wahre Erlösung im Einerlei des Schreibstubendienstes sei. Aber schließlich dachte ich, daß wir um 9 Uhr in Gnesen sein sollten, und mahnte etwas, und nach drei Viertelstunden Aufenthalt kamen wir auch glücklich ab.

Hinter Zgierz hört das Kopfpflaster auf, und der Wagen streckte sich etwas. Ordentlich stolz blickte sich sein Führer hier und da um, ob ich auch auf die Geschwindigkeit achte, und dann fuhr er tutend und pfeifend wieder voran. Die Landstraße war schlecht wie alle polnischen Landstraßen, die nicht hartgefroren sind, und sie war mit allerhand Karren von Juden und Bauern

belegt, die der Schrecken aller Autofahrer sind. Diese Kerle schlafen nämlich bei hellichtem Tage und mit offenen Augen, sie hören kein Warnungssignal und achten keinen Zuruf, und wenn sie im letzten Moment wirklich aufhorchen, dann kann ihr schwaches, ausgehungertes Pferdchen nur mühsam aus seinem Trott gebracht werden. Gelingt aber selbst das, dann fährt so ein Esel unfehlbar auf die falsche Seite und es gibt um ein Haar einen Zusammenstoß. Peter Mönch kannte seine Leute. Er hatte für alle Fälle eine mächtig große Peitsche vorn am Führersitz, und wenn so ein Kerl gar nicht hören wollte, dann fuhr er sachte und kunstvoll dicht an ihn heran, stoppte kurz den eiligen Lauf und fuhr wie ein strafender Gott mit der Peitsche über den verdutzten Kutscher her, daß es seine Art hatte. Und ehe der Mann noch recht zur Besinnung kam, war die Peitsche wieder verschwunden und das Auto davongesaust. Dann drehte sich mein Führer vergnügt und mit dem ganzen Gesicht lachend herum und fuchtelte mit der Faust, als ob er sagen wollte: Dem hab' ich es aber gegeben. Und dann fuhr er mit Bedacht und Schläue auf den nächsten schwerhörigen Kutscher los. So flog Strykow mit seinem zerschossenen Kirchturm vorbei, Glownos verbrannte Straßenzüge mit den allein noch übriggebliebenen Schornsteinen, und wir kamen nach Lowicz, nicht ohne daß ein paar vorwitzige Postsäcke bei überraschenden Löchern in der Straße sich bis zu meinem Kopfe vorgewagt hätten. Deshalb protestierte ich auch höchst energisch, als man uns dort für irgendeine der nächsten Stationen einige sechzigtausend Mark, zum Teil in hartem Silbergeld, mitgeben wollte, denen zuliebe wir sogar noch einen Umweg über schlechten Ackergrund hätten nehmen müssen. Mein Protest half auch, und nach einer kleinen halben Stunde war die Postfrage erledigt. Peter Mönch hatte ein neues Taschentuch, und wir donnerten über die mächtige hölzerne Bzurabrücke nach Kutno zu. Links und rechts glitzerten in dem Scheine der untergehenden Sonne die Eisflächen all der Tümpel und Seen der ausgedehnten Bzuraniederungen, und es war eine wirklich mehr schöne als auf-

regende Unterbrechung, als plötzlich der Kühler zu dampfen und zu rauchen anfing und wir absprangen, um das Eis von einem der Tümpel aufzuhacken und neues Kühlwasser einzugießen. Dann senkte sich rasch die Dämmerung herab, und nach kurzer Zeit mußten wir halten, um die Lichter anzustecken. Aber o weh, da entdeckten wir, daß die Bullaugenscheiben der beiden Laternen weg waren. Die Straße nach Zgierz hatte anscheinend ihre Opfer gefordert, von der einen Laterne hatten wir auch gleich den Rahmen mitverloren, von der andern war nur noch ein halbes Glas da, das man gleich wegwerfen mußte. Und dazu funktionierte die am Nachmittag so ausgiebig reparierte Azetylenbeleuchtung gar nicht, das Gas langte kaum für die eine Laterne, und wir mußten mit diesem trüben Flämmchen in die dunkelnde Nacht hineinfahren. Aber Peter Mönch tröstete, wir seien ja noch vor 10 Uhr in Gnesen, er sei schon bei schlechterer Beleuchtung gefahren, und es werde bestimmt gehen. Zum Beweis dafür gab es bald darauf ein größeres Loch in der Straße, in das wir mit Kunst und ohne Licht mitten hineinfuhren; der alte Kasten tat einen Sprung wie ein alter Karrengaul, wenn er die Sporen kriegt, und mich hob es mit unwiderstehlicher Gewalt vom Sitze. Mein Kopf flog krachend an die Wagendecke, ein paar Postsäcke schwirrten darum herum, und ich sank für ein paar Augenblicke betäubt zurück. Doch ich wachte bald wieder auf, als es mir warm über die Hand rieselte. Gottlob war es kein Blut, sondern nur Kognak aus irgendeinem Liebesgabenpäckchen in irgendeinem der Postsäcke. Daß ich mich derweil auf die Butter aus Peter Mönchs Liebesgaben gesetzt hatte, merkte ich zum Schaden der Butter und meines Mantels erst geraume Zeit später. Peter Mönch drehte sich, gerade als ich wieder aufwachte, auf seinem Sitze um und hob beschwichtigend die Hand, als ob er sagen wollte: Nimm mir's nicht übel, ich bin nicht schuld daran, aber du willst ja noch vor 11 Uhr nach Gnesen.

Denn in Kutno gestand er mir, daß es ungefähr 11 Uhr werden würde. Zwar führen wir stellenweise mit über siebzig

Kilometern Geschwindigkeit, aber die Straßen seien schlecht, und er habe zuviel Aufenthalt gehabt. Zudem halte der Kühler nicht dicht, und er müsse öfters Wasser nachfüllen. Das taten wir denn von nun an brav in jedem Nest. Der Begleiter und ich erledigten die Post, und Peter Mönch tränkte den durstigen Kühler. Trotzdem saßen wir kurz vor Klodawa mitten auf der Landstraße mit einem Male fest. Irgend etwas war gebrochen, und ich leuchtete mit meiner elektrischen Taschenlampe den beiden Führern zur Ausbesserung. Es gibt Leute, die glauben möchten, daß so eine Schraube ja leicht auszuwechseln sei. Denen hält Peter Mönch aber einen jede Gegenrede ausschließenden Vortrag über das veraltete Motorensystem dieses seines braven Wagens, der überhaupt nicht mehr fahren könne und nur aus besonderer Liebenswürdigkeit noch seinen Dienst tue, weil er Peter Mönch heiße und weil es Kriegszeit sei. Und dann gab er mir plötzlich die Zange in die Hand mit der Anweisung, in der und der Lage festzuhalten, und redete und arbeitete ruhig weiter und meinte, wir kämen ganz gewiß und sicherlich noch vor 12 Uhr nach Gnesen. Das versprach er hoch und heilig, und was er, Peter Mönch, verspreche, das halte er nämlich auch. Dann fuhren wir und hielten in Klodawa, um die Post zu erledigen und dem verfluchten Kühler zu trinken zu geben. Aber vor Kolo lagen wir wieder fest, denn es war die vorhin nur leicht angezogene Schraube wieder locker geworden, und außerdem war da ein mit drei Pferden bespannter Wagen eines polnischen Bauern, der um keinen Preis zum Ausbiegen zu veranlassen war. Wütend zog Peter Mönch die Peitsche hervor, aber zum Zuhauen war gar niemand da. Als der verehrte „Panje" merkte, daß das Auto hielt, war er gewiß in der Dunkelheit querfeldein gesprungen und hielt sich versteckt, bis der wildgewordene Führer wieder weg war. Auch in Kolo gaben wir die Post ab, und ich glaube, dem dortigen Etappenkommandanten war der Kognak zugedacht, der mir vorhin über die Hand geflossen war. Denn noch als wir die Treppen herunterstürzten, hörte ich seine bärbeißige

Stimme gewaltig fluchen. Sicherlich war er beim lieben Gott gut angeschrieben und hat uns Hals- nnd Beinbruch gewünscht, denn kurz vor Konin kletterten wir wieder vom Wagen, um den Treibriemen zusammenzuflicken, der den Antrieb leitet und den Motor kühlt. Als wir ihn mit vieler Mühe zusammenhatten, da stellte es sich heraus, daß er falsch aufgesetzt war und der Antrieb nicht funktionierte, und wir mußten umbauen. Da sprach Peter Mönch zum erstenmal das fürchterlich klingende Wort: „Wir kommen bestimmt und sicher noch um 1 Uhr nach Gnesen." Das fuhr mir durch die Glieder, und ich wetterte ordentlich darauf los über seine Zuversicht und seine Postbummelei und seinen berühmten Wagen mit den achtzig Kilometern und noch andres mehr. Dann nahm ich einen kräftigen Schluck Kognak, gab ihm den zweiten und sagte, wenn ich meinen Zug nicht bekäme, dann solle ihn und den ganzen Wagen der Teufel holen.

Da stieg er stumm auf den Wagen und fuhr los. In Konin hielt man uns ungebührlich fünf Minuten lang auf, ob wir nicht einen Wagen mit einem Major und drei Zivilisten gesehen hätten, das seien nämlich jedenfalls Spione. Als ob wir bei unserer trübetümplichen Beleuchtung überhaupt etwas sehen konnten! Wir sausten doch die Landstraße entlang, gleichsam als wollte Peter Mönch die Ehre von Mann und Wagen retten. Da saß er, ein klein wenig vornüber gebeugt, und spähte in das Dunkel. Rechts und links flogen die Bäume der Landstraße vorbei, wir donnerten über zahlreiche Brücken weg, und Schilderhäuser mit vermummten Landstürmern tauchten auf und verschwanden. Um Haaresbreite fuhren wir an Wagen vorbei, die ohne jede Beleuchtung mitten auf der Straße lagen, immer konnte der Führer noch im letzten Moment das Steuerrad herumreißen, denn mehr als zehn oder fünfzehn Meter konnte er nicht im voraus sehen. Wie aus dem Boden gestampft, standen da plötzlich einmal eine Kirche oder ein Gutshof am Wege, ein paar Häuser, in denen Lichter brannten, und selten tauchten auch einmal von weitem die glühenden Augen eines Autos auf, das uns ent-

gegenfuhr und dessen Lichterglanz auf Minuten einem die Augen blendete.

Als wir über die Grenze fuhren, war es schon 12 Uhr vorbei. Die biederen Landsturmposten stellten gemächlich ihre Grenzfragen, und in Stralkowo war der alte Hauptmann und Etappenkommandant noch voller Aufregung über den Major und die drei Zivilisten, die angeblichen Spione. Aber er erzählte rasch von einem Sieg über die Russen in Ostpreußen und von den vielen Tausenden von Gefangenen. Schon saßen wir wieder im Auto und waren weg. Der Motor schien Heimatluft zu wittern, und die glatte Straße war prachtvoll für Peter Mönchs angebliche achtzig Kilometer. Es waren wohl nicht so viel, aber es wurde mir himmelangst im Wagen. Dem Soldaten neben dem Führer war schon lange der Angstschweiß ausgebrochen, und er hatte schon verschiedene Male den Peter Mönch angefleht, doch vorsichtiger zu fahren. Einmal, als wir gerade mit einem Rucke noch an einem Kuhgespann vorbeidrückten und der Ruck so scharf war, daß das Auto sich glatt um sich selbst drehte und dann hart am Straßengraben vorbei wieder voranschnellte, da öffnete ich die Wagentür, um mich herauszubeugen und den Führer um langsameres Tempo zu bitten. Aber im Sturmwind verhallten die Worte, und Peter Mönch schlug die Tür wieder krachend zu und nickte mit dem Kopfe, als wollte er sagen: Ich weiß schon, du willst deinen Zug noch erreichen. Er hatte die Mütze weit zurückgeschoben, das wollene Halstuch, das ich ihm geliehen, war aufgegangen und flatterte um ihn herum, die unbewegliche linke Hand lag fest ums Steuerrad, und er stierte in die Dunkelheit, als ob er ihren Schleier lüften wollte, um seinem Wagen Platz zu schaffen. Die hohen Grenzsteine, die die Straße zu beiden Seiten flankierten, tanzten im Fluge vorbei, Baumstämme leuchteten im matten Schimmer des Mondes und der Sterne auf und tauchten ins Dunkel zurück, der Wagen ratterte über das Straßenpflaster von Wreschen und bog dann scharf um die Ecke nach Gnesen zu. Ich sah beim Schein der elektrischen

Taschenlampe verstohlen auf die Uhr, sie zeigte 1 Uhr. Der Motor lief, als ob er wisse, um was es sich handelte, und als ob er patriotisch zeigen wollte, daß er nur in Polenland stocke und auf deutschen Landstraßen seine Pflicht als alter Herrschaftswagenmotor getreu erfülle. Und Peter Mönch gab immer mehr Gas zu, bis der Wagen immer rasender zitternd voransauste.

Pünktlich 1 Uhr 9 Minuten standen wir am Bahnhof in Gnesen. Aus dem Motor schlugen rauchend die Flammen, der ganze Wagen war heiß geworden. Peter Mönchs Begleiter bebte an allen Gliedern, aber er selbst strahlte vor Glück und Zufriedenheit und lief mit meinem Gepäck voran an den Schalter.

Den Zug 1 Uhr 10 Minuten hätten wir noch erreicht, aber er ging leider nicht an diesem Tage, weil Truppenbewegungen in Ostpreußen es verhinderten.

Peter Mönch fuhr mich noch an ein paar besetzten Hotels vorbei zu einem Hause, das auch diesen Namen trug. Die Küche war schon zu, und auf unser geplantes fürstliches Mahl mußten wir verzichten. Ein Glas Bier rückte der verschlafene Kellner nur noch heraus. Und er hatte noch ein sogenanntes Zimmer, das zwar keine Fenster und kein Licht, dafür aber auch schmutzige Bettwäsche und schlechte Luft hatte. Peter Mönch fuhr, zufrieden und stolz über meine Lobsprüche, seinen Wagen ins Depot. Er wird wohl auch gut geschlafen haben, der Brave. Und wenn sein Motor nicht so veraltet, sein Wagen nicht so hoch und so unbequem, seine Laterne nicht gebrochen und der Kühler nicht so verdammt niederträchtig gewesen wäre, dann hätten wir sicherlich schon zwei Stunden früher Gnesen erreicht. Freilich, der Nachtschnellzug nach Berlin wäre der Truppenbewegungen in Ostpreußen halber doch nicht gefahren. Und die Hindenburgschen Siege in Ostpreußen gehen schließlich vor!

* * *

Vierzehn Tage später ging ich auf der Petrikauer Straße in Lodz spazieren. Da kam von drüben zwischen Kaftanjuden und

herumstehenden Polen hindurch ein kleiner Soldat auf mich zugeschossen und rannte fast unter die Räder der Elektrischen. Er schüttelte schon von weitem die Hand, und es konnte niemand zweifeln, daß es Peter Mönch war. Freilich, das lockige Haar war weg, und er sah ein wenig bleich und blutlos aus. Aber es war immer noch sein hübsches, frisches Gesicht, es waren seine strahlend blauen Augen und das niedliche kleine Stumpfnäschen in dem Kindergesicht, das ihm so etwas Lustiges, Jungenhaftes, Verwegenes gab. Und da erzählte er mir mit der harmlosesten Miene von der Welt, eigentlich hätte ich am nächsten Tage mit ihm fahren sollen, da habe er einen ganz neuen Wagen eines andern Typs gehabt, und der sei gelaufen wie ein geölter Blitz. Allerdings, kurz hinter Zgierz, da sei ein Loch mitten auf der Straße gewesen, ein Loch, wie es schändlicher und elender gar nicht auszudenken sei. Und das sei nun nämlich mit Schnee etwas überdeckt gewesen, es sei auch schon ein wenig dämmrig gewesen, kurz, er habe es nicht gesehen und sei mitten hineingefahren. Die vordere Achse war gleich gebrochen, weil nämlich eine schlechte Feder mit einem Sprung in dem Wagen gewesen sei, er aber sei herausgefallen und habe eine Gehirnerschütterung bekommen. Die „andern" seien nur ein wenig bewußtlos gewesen, die zwei Insassen nämlich, aber er sei trotz der Schmerzen aufgesessen und habe den Wagen langsam nach Lodz hineingefahren. Und da habe er nun vierzehn Tage im Spital gelegen, sei heute früh entlassen worden und fahre nun mit der Bahn nach Berlin zurück, um sich dort zu erholen. Aber in acht Tagen sei er wieder da, und dann bekomme er einen ganz neuen Mercedeswagen, und den müsse ich mit ihm ausprobieren. Und jetzt gehe gleich sein Zug! Weg war er.

Ich war aber doch ganz froh, daß ich am Tage vorher mit ihm gefahren war. Am andern Morgen der Schnellzug nach Berlin war doch sicherer als Peter Mönchs verschiedene Autos.


Princeton University Library
32101 062082563


Princeton University Library
32101 062082563

